

# **Deutscher Reporterpreis 2010**

**Die 10 nominierten Texte  
in der Kategorie  
„Bestes Interview“**

# ReporterFORUM

[www.reporter-forum.de](http://www.reporter-forum.de)

- 1) Hornig/ Wensierski , Frank/Peter: Wo soll ich hin? (Spiegel)
- 2) Lakotta, Beate: „Ein Leben wie im Fegefeuer“ (Spiegel)
- 3) Luik, Arno: „Für meine Eltern ist das brutal. Sie schämen sich für ihr Kind (Stern)
- 4) Maus, Stephan: „Verräter töten wir“ (Stern)
- 5) Schröm, Oliver: „Der Albtraum der Millionäre“ (Stern)
- 6) Stuckrad-Barre, Benjamin von: „Advantage Becker“ (Welt am Sonntag)
- 7) Sußebach/Willeke, Henning/Stefan: „Man muss härter sein als ich“ (Zeit)
- 8) Wewer, Antje: Beachtung (Süddeutsche Zeitung)
- 9) Wichmann, Dominik: „Unsere größte Konkurrenz ist das Rote Kreuz“ (SZ-Magazin)
- 10) Wiechmann, Jan Christoph: „Glaubten Sie zu sterben?“ (Stern)

## Wo soll ich hin?

*Ex-Bischöfin Margot Käßmann, 52, über ihre Fahrt mit Alkohol am Steuer, das Leben nach dem Rücktritt und ihr kompliziertes Verhältnis zur Öffentlichkeit*

Von Frank Hornig und Peter Wensierski, Spiegel, 21.06.2010

SPIEGEL: Frau Käßmann, Sie hatten in Ihrem Beruf alles erreicht:

Ratsvorsitzende der Evangelischen Kirche in Deutschland, die erste Frau in diesem Amt. Mehr geht eigentlich nicht. Dann das abrupte Ende: Wie lebt es sich nach so einem Absturz?

Käßmann: Das sind alles sehr große Worte. In dem Moment habe ich nur empfunden, ich muss eine Konsequenz ziehen, um hier Klarheit zu schaffen durch den Rücktritt. Ich denke, das war die einzige Art und Weise, mit erhobenem Haupt aus einer solchen Situation herauszugehen und sich nicht treiben zu lassen. Das war mein Hauptmotiv: Ich lasse mich nicht behandeln, dann handele ich lieber selbst.

SPIEGEL: Samstagabends betrunken nach Hause zu fahren, das machen eher Heranwachsende. Was haben Ihre Töchter dazu gesagt?

Käßmann: Die haben mir natürlich Vorwürfe gemacht, weil ich ihnen immer gesagt habe: „Auf keinen Fall, niemals, mit Alkohol fahren, sondern immer ein Taxi rufen. Mama bezahlt garantiert.“ Und ich habe mich selbst oft gefragt: „Wie konnte mir das passieren?“ Übrigens finde ich nett, dass Sie „samstagabends“ sagen, weil ich es merkwürdig fand, in der Berichterstattung immer etwas über die „Alkohol-Nacht der Bischöfin“ zu lesen. Es war 22.50 Uhr. Man muss auch die Kirche im Dorf lassen.

SPIEGEL: Was geschah um 22.50 Uhr?

Käßmann: Beim Einparken in meine Garage kam ein Polizeiauto angefahren.

SPIEGEL: Sie waren schon zu Hause?

Käßmann: Ja, sicher, ich bin ausgestiegen, habe das Garagentor aufgemacht und wollte mein Auto einparken. Dann kam ein junger Polizist und sagte, er wolle meine

Fahrzeugpapiere sehen. Das ist mir übrigens im ganzen Leben noch nicht passiert, seitdem ich 1976 meinen Führerschein gemacht habe.

SPIEGEL: Beschäftigen Sie die Abläufe dieses Abends jetzt immer wieder? Wie war das im Kino, im Restaurant, später auf der Wache?

Käßmann: Ich weiß ganz genau, was passiert ist, ich muss das nicht dauernd reflektieren. Ich habe einen Riesenfehler gemacht. Und für Fehler muss der Mensch die Verantwortung übernehmen. Vom Gericht wurde es am Ende als „Fahrlässigkeit“ bezeichnet. Für eine Fahrlässigkeit hat die ganze Angelegenheit allerdings eine große Dimension bekommen, das muss ich schon sagen. Nicht nur für mich, sondern auch für meine Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter, für die Kirche. Das tut mir leid.

SPIEGEL: Wie ist es denn strafrechtlich ausgegangen?

Käßmann: Es gab ein schriftliches Verfahren. Ich habe einen Brief erhalten, 3600 Euro Strafe, und den Führerschein bekomme ich am 22. Dezember wieder, wenn Sie es ganz genau wissen wollen. Dazu musste ich noch einen Erste-Hilfe-Kurs und einen Sehtest machen.

SPIEGEL: Haben Sie schon bestanden?

Käßmann: Ja. Mein Team wollte den Erste-Hilfe-Kurs übrigens gleich mitmachen, zur Auffrischung. Der Arbeiter-Samariter-Bund hat deshalb, auf meine Kosten, den Kurs hier in der Bischofskanzlei angeboten. Und das war durchaus ein interessanter Tag. Ich weiß jetzt wieder, wie eine Herzmassage geht, dass ich dabei weniger beatmen muss, als das Herz in Gang halten. Und alle in der Kanzlei haben mitgemacht, der Fahrer, der Büroleiter, die Referentin, die Sekretärin.

SPIEGEL: Oft bleiben solche Verkehrsdelikte geheim. Schmerzt es Sie, dass Ihr Fall öffentlich wurde?

Käßmann: Schmerzt? Ich finde es schwierig, dass er öffentlich gemacht wurde. Eigentlich unterliegt ein solcher Vorgang dem Datenschutz, und eigentlich darf - das habe ich inzwischen auch gelernt - eine Person nicht im Zusammenhang mit einer Promillezahl genannt werden. Dem war ich dann hilflos ausgeliefert. Ich habe meine Promillezahl zuerst aus der Zeitung erfahren.

SPIEGEL: Wann genau haben Sie sich zum Rücktritt entschieden?

Käßmann: Ich habe vier Tage nach dem Vorfall und einen Tag nachdem er publik wurde, am 24. Februar morgens um sechs mit meiner jüngsten Tochter in der Küche gestanden. Sie hat die Zeitungen hochgeholt, hat eine davon sofort verschwinden lassen.

SPIEGEL: Die „Bild“-Zeitung?

Käßmann: Kein Kommentar. Dann haben wir beide dagestanden, und ich habe gesagt: „Esther, ich glaube, es hat keinen Sinn mehr zu sagen, ich kämpfe um dieses Amt, und ich werde dann ständig damit konfrontiert werden. Ich hätte nicht mehr die gleiche Autorität.“ Sie hat dann gesagt: „Mama, das musst du entscheiden. Für mich ist das okay. Ich habe nur noch ein Jahr bis zum Abi.“ Sie hat das ganz pragmatisch gesehen.

SPIEGEL: Einen anderen Rat haben Sie gar nicht mehr eingeholt?

Käßmann: Die Entscheidung zum Rücktritt habe ich am Ende allein gefällt. Die Bibel zeigt in ihren Wüstenerzählungen: Solche Entscheidungen werden oft allein getroffen. Da kann Ihnen niemand helfen. Sie können die Stimmen wohl hören - hier haben mir alle gesagt, Sie könnten doch dies, Sie könnten doch das tun. Aber wenn ich in der ganzen Situation über etwas froh bin, dann darüber, dass ich am Ende alle aus meinem Büro verbannt und gesagt habe: „Jetzt raus! Ich habe entschieden, ich trete zurück, ich schreibe jetzt meine Rücktrittserklärung, und ihr beruft eine Pressekonferenz ein.“ In dem Moment habe ich gedacht: Du wirst hier nicht jammern, und du wirst hier nicht heulen, sondern du hast eine Entscheidung getroffen, und diese teilst du mit und nichts anderes. Ich habe auch meinen Töchtern gesagt: „Wir werden nicht weinen!“ Das haben sie auch nicht; da sind sie Töchter ihrer Mutter.

SPIEGEL: Keine einzige Träne?

Käßmann: Na ja, geweint habe ich natürlich, aber das war vorher. Da haben wir alle geheult, alle, durch die Bank.

SPIEGEL: Wären Sie auch zurückgetreten, wenn es nicht publik geworden wäre?

# ReporterFORUM

[www.reporter-forum.de](http://www.reporter-forum.de)

Käßmann: Das ist eine interessante Frage. Was ist denn Ihre Antwort?

SPIEGEL: Streng moralisch könnte man sagen: Fehler ist Fehler ...

Käßmann: ... gut, dann müssten wir jetzt jeden Menschen in Deutschland fragen, der je nach Alkoholkonsum mit dem Auto gefahren ist, ob er das sofort öffentlich machen würde und an seinem Arbeitsplatz Konsequenzen ziehen würde.

SPIEGEL: Wahrscheinlich nicht.

Käßmann: Ja, wahrscheinlich nicht. Also das Bewusstsein eines Fehlers wäre da gewesen, aber nicht diese Dimension seiner Auswirkung.

SPIEGEL: Wie haben Sie die Wochen danach erlebt?

Käßmann: Ich will doch kein Befindlichkeitsinterview machen.

SPIEGEL: Ein solcher Absturz ist schließlich eine besondere Erfahrung.

Käßmann: Ich glaube, das ist wie ein Trauerprozess. Das lernt man in der Seelsorge. Das Erste ist eine Schocksituation, die zu bewältigen ist. Danach fangen die Trauer und das Abschiednehmen an. Und ich musste natürlich von einem Tag auf den anderen Abschied nehmen, von meinem Amt, von meiner Lebenssituation hier, wo ich wohne. An meinem 52. Geburtstag bin ich aufgewacht und habe gedacht, das ist so ein bisschen wie Monopoly: „Gehe zurück auf Los!“ Ich habe keinen Arbeitsplatz, ich habe keine Wohnung, jetzt ist auch meine jüngste Tochter ausgezogen, ich werde ohne Familie irgendwo neu anfangen. Und das ist neu.

SPIEGEL: Haben Sie das als eine Strafe Gottes empfunden?

Käßmann: Nein, das wäre absurd. Der liebe Gott hat mich sicher nicht dazu verleitet, an diesem Abend zu viel Alkohol zu trinken und mit dem Auto zu fahren. Ich finde es merkwürdig, wenn Menschen Gott etwas in die Schuhe schieben, was sie selbst zu verantworten haben.

SPIEGEL: Wenn es nur ein Ausrutscher für Sie war, warum sind Sie dann zurückgetreten?

Käßmann: Ich wäre immer mit Fragen konfrontiert gewesen: Ist sie noch glaubwürdig, wenn sie beispielsweise nach dem Elterngeld für Hartz-IV-Empfänger

fragt? Es wäre immer ein Vorbehalt geblieben. Das kann die Ratsvorsitzende der Evangelischen Kirche in Deutschland mit ihrem Amt schwer vereinbaren.

SPIEGEL: Sie haben für Ihren schnellen Rückzug viel Lob erhalten, auch vom SPIEGEL. Sind Sie im Rückblick zu unbarmherzig mit sich gewesen?

Käßmann: Nein. Es war die richtige Konsequenz. Ich sehe doch, wie die Berichterstattung läuft: „Käßmann, die zurückgetreten ist, weil sie am 20. Februar 2010 Alkohol getrunken hat.“ Das wäre über Jahre hinweg gekommen. Das kenne ich schon aus anderen Lebensstationen: „Käßmann, die an Krebs erkrankt ist, die geschieden ist“ - und dann kommt noch ein Komma und der Zusatz „die Alkohol getrunken hat“. Irgendwann ist dann auch gut.

SPIEGEL: Welche Rolle spielt Ihr Glaube in einer solchen Situation für Sie?

Käßmann: Für mich spielt der eine große Rolle. Das ist ganz anders, als wenn Sie sagen: „Wie kann Gott das zulassen?“ Ich meine, du kannst nicht tiefer fallen als in Gottes Hand. Diese Angriffe und diese Häme und diesen Spott, denke ich, kann ein Mensch besser ertragen, wenn er den christlichen Glauben hat, dass die Würde des Menschen wahrhaftig unantastbar ist. Weil Gott dir Würde gibt und nicht jemand, der die Kamera auf dich hält.

SPIEGEL: Können Sie über die ganze Geschichte inzwischen wieder lachen?

Käßmann: Ich kann Ihnen genau sagen, wann ich wieder angefangen habe, ein bisschen Humor zu entwickeln. An einem Mittwoch bin ich zurückgetreten, das Haus war belagert. Auf den Garagendächern waren permanent Fotografen, selbst in der Wohnung gegenüber. Am Montagmorgen war ich dann leicht entnervt, als ich mit dem Hund durch den Maschpark ging und wieder ein Fotograf da war. Dem habe ich gesagt: „Wissen Sie was? Wenn Sie jeden Morgen hinter mir hergehen, können Sie doch gleich selbst den Hund ausführen.“ Er sagte: „Ja, Frau Käßmann, ich bin zwar ein Paparazzo, aber ein ganz lieber.“ Da habe ich wieder gelacht und dachte: Liebe Leute, wo ist denn die Verhältnismäßigkeit? Da war ein Erdbeben in Haiti! An diesem Tag habe ich mein Tagebuch begonnen.

SPIEGEL: Haben Sie Ihre Gedanken nur aufgeschrieben, oder haben Sie auch Zwiesprache mit Ihrem Gott gehalten?

Käßmann: Mit Gott habe ich eine ganze Menge gesprochen. Mein Vater ist gestorben, als er 52 Jahre alt war. Und mir geht es mit 52, trotz allem, gut. Ich falle auch ohne Amt nicht auf Hartz IV zurück. Ich habe viele Privilegien in meinem Leben, kann mich jetzt ganz in Ruhe umschauchen, wie es weitergeht. Zwischendurch dachte ich darum schon, eigentlich muss ich ja ganz still sein. Vielleicht macht es auch irgendeinen Sinn in meinem Leben.

SPIEGEL: Welcher könnte das sein?

Käßmann: Ich wäre sonst noch sechs Jahre Bischöfin und Ratsvorsitzende gewesen. Dann zu sagen: Stopp! Einfach mal drei Schritte zurücktreten. Vielleicht muss dein Leben noch mal eine neue Richtung nehmen - das kann ich auch als Chance sehen. Es ist in der Bibel übrigens oft so, dass es ganz starke Brüche gibt und dann plötzlich Abraham neu aufbricht oder Mose oder ein ganzes Volk durch den Sinai.

SPIEGEL: Neben viel öffentlicher Häme haben Sie auch reichlich Post bekommen ...

Käßmann: ... die kriege ich immer noch. Ich habe 2630 Briefe gelesen, und dann kamen bis jetzt über 12 000 E-Mails.

SPIEGEL: Mit welchem Tenor?

Käßmann: Was mich berührt hat, war die liebevolle Reaktion von sehr vielen Menschen. Wir haben für die Briefe extra verschiedene Kisten aufgestellt: Die Positivkisten wurden immer voller, und die Negativkisten blieben sehr leer. Ein älterer Herr schrieb mir, er sei schon mehrfach unter Alkoholeinfluss Auto gefahren, aber nie erwischt worden. Das sei ungerecht von Gott, deshalb wolle er meine Punkte in Flensburg übernehmen. Es gab auch manche, die gesagt haben: „Die rote Ampel war vielleicht ein Zeichen des lieben Gottes, dass Sie mal langsamer treten sollen.“ Keine Frage, das alles war natürlich auch ein bisschen Balsam für die geschundene Seele.

SPIEGEL: Kritik an Ihnen gab es schon vor Jahren, als Sie sich scheiden ließen. Eine geschiedene Bischöfin könne kein Vorbild sein. Damals sind Sie geblieben. Aber



wegen einer Fahrlässigkeit im Straßenverkehr traten Sie zurück. Können Sie uns den Unterschied erklären?

Käßmann: Er besteht darin, dass ich bei dem Thema Scheidung erstens persönlich kein Schuldgefühl hatte. Zweitens habe ich damals auch nicht gewusst, was medial auf mich zukommt.

SPIEGEL: Auch Ihre damalige Krebserkrankung hatten Sie vor Jahren publik gemacht. Warum bringen Sie Persönliches überhaupt in die Medien?

Käßmann: Eine Bischöfin kann nicht drei Monate wegen einer Krebserkrankung verschwinden. Die Zeitungsleute waren ja sogar im Krankenhaus, gleich als ich eingeliefert war. Bei der Scheidung war es genauso. Als Pastorin und auch als Bischöfin müssen Sie Ihren Dienstgeber darüber informieren, insofern können Sie das nicht verheimlichen. Deshalb habe ich gedacht: Klar, gleich öffentlich raus damit.

SPIEGEL: Und damit ist es dann abgehakt?

Käßmann: Dachte ich. Und dann wurde ich schon nach der Scheidung immer weiter gefragt: Warum? Das wollen wir jetzt aber genau wissen. Was ist vorgefallen? Das ging ja nach dem 20. Februar auch so. Es muss aber eine Grenze geben, an der man sagen kann: Nein, das ist jetzt wirklich genug.

SPIEGEL: Man hat den Eindruck, Sie sind geradezu süchtig nach Öffentlichkeit.

Käßmann: Moment mal, Sie haben mich um dieses Interview gebeten. Ich habe mein Privatleben nicht öffentlich gemacht. Gucken Sie mal, wie viel Sie darüber eigentlich wissen. Sie wissen, dass ich Brustkrebs hatte und geschieden bin und dass ich vier Töchter habe. Viele Details habe ich nie preisgegeben. Aber diese ja. Ich habe nie große Home-Storys mit meinen Kindern gemacht. Ich habe zwei, drei öffentliche Bilder machen lassen und zweimal ein NDR-Porträt in zehn Jahren, gleich am Anfang bei der Wahl und ganz am Ende.

SPIEGEL: Sie nehmen doch bis heute in Predigten und Auftritten immer wieder auf Ihr Privatleben Bezug. Neulich beim Kirchentag in München ging's mal um Ihre „rote Ampel“, mal um die Tankstelle Ihres Vaters. Wo ziehen Sie die Grenze?

Käßmann: Dass ich in einer Tankstelle groß geworden bin und als Jugendliche Mofas betanken durfte, das hat mich als Person sehr geprägt. Aber ich würde Ihnen nicht im Detail mein Verhältnis zu meinem Vater auseinandersetzen. Ich habe auch nie Gründe für meine Scheidung angegeben. Das geht auch keinen etwas an, da finde ich, ist eine Grenze zwischen Privat und Persönlich.

SPIEGEL: Was sagt es über die Gesellschaft, wenn Sie nach Ihrem Fehler und Ihrem Rücktritt zum Beispiel auf dem Kirchentag wie ein Popstar gefeiert wurden?

Käßmann: Alle Menschen haben Brüche, haben selbst schon mal einen Fehler gemacht, hoffen, dass keiner den an die Öffentlichkeit zerrt. Viele haben selbst erfahren, dass eine Beziehung scheitern kann. Das bringt, glaube ich, für manche eine Seelsorgesituation von Vertrauen zustande. Ich unterzeichne Bücher, und eine Frau vor mir bricht in Tränen aus, weil sie ganz viel auf dem Herzen hat, das sie loswerden möchte.

SPIEGEL: Mit den eigenen Brüchen zum Sinnstifter für ein großes Publikum zu werden - weckt das nicht zu hohe Erwartungen?

Käßmann: Die Gefahr besteht in der Tat. Die vielen Briefe und Reaktionen zeigen mir nur: Es gibt ein großes Bedürfnis nach Seelsorge. Ganz viele Menschen in Deutschland leben eben nicht auf der Erfolgsschiene oder haben alles glorreich im Griff. Sondern sie haben Sehnsüchte, sind einsam, wissen nicht, wie sie mit Krankheit, Leid, Tod, Arbeitsplatzverlust, Ehespannungen umgehen sollen. Da gibt es eine tiefe Sehnsucht, sich auszusprechen, einfach gehört zu werden.

SPIEGEL: Warum so nachsichtig? Die Kirche predigt doch sonst viel lieber Moral.

Käßmann: Christentum ist nicht zuallererst eine Frage von Moral, sondern von Verantwortung. Mit Brüchen verantwortlich umzugehen ist viel wichtiger, als über richtiges oder falsches Leben zu richten.

SPIEGEL: Sie haben schon 2008 in einem Vortrag die „ungeheure Macht“ der Medien kritisiert. Diese könnten eine Person aufbauen und genauso gut auch wieder zerstören: „Das ist es, was Angst macht.“ Man könnte meinen, Sie waren vorgewarnt.

Käßmann: Öffentlichkeit ist schwierig. Auf der einen Seite finde ich es wichtig, dass Kirche in der Öffentlichkeit vorkommt. Das Evangelium will kommuniziert werden. Luther hat das neue Medium des Buchdrucks seinerzeit sofort benutzt, um seine Ideen und Inhalte zu vermitteln. Andererseits ist es nicht leicht, diese Grenze zu ziehen zwischen der Botschaft und der Person, die sie überbringt. Du bist dann verletzlich, hast nicht genug Distanz, um zu sagen: „Das ist meine Botschaft und mein Beruf, aber hier bin ich.“ Dieses Dauerbeobachtetsein, etwa von Stars wie Britney Spears, tut mir unendlich leid.

SPIEGEL: Wie kommen Sie denn auf die?

Käßmann: Neulich gab es ein Riesenbild ihrer Fingernägel. Da wurde sofort gesagt: „Wie schlampig, die lackiert nicht mal ihre Fingernägel genug.“ Warum kann das arme Mädchen nicht mal ungeschminkt auf die Straße gehen? Ich möchte nicht jeden Tag von Medien abgelichtet werden, auch wenn ich jetzt ein Medien-Interview gebe. Das ist für mich eine Frage von Freiheit.

SPIEGEL: Haben Sie, mit der Distanz von heute, überhaupt kein Verständnis für das Interesse, wenn eine Bischöfin, die Verzicht anmahnt und Verantwortung predigt, selbst mal über die Stränge schlägt?

Käßmann: Ich fand es unverhältnismäßig. Ich fand Ursache und Berichterstattung im Verhältnis zu anderem, was in der Zeit in der Welt passiert ist, unverhältnismäßig.

SPIEGEL: Dann haben Sie über die Schlagzeile „Lalleluja“ auch nicht gelacht?

Käßmann: Na ja. Als dann noch einer wie Dieter Bohlen Witze über mich riss, habe ich nur gedacht: Es war genau richtig, dass du zurückgetreten bist, denn das kann ich meiner Kirche nicht zumuten, als oberste Repräsentantin so lächerlich gemacht zu werden.

SPIEGEL: Was hat Bohlen gesagt?

Käßmann: „Du singst so schlecht wie Margot Käßmann, wenn sie betrunken Auto fährt.“ So ähnlich hat er es zu einer Kandidatin von „Deutschland sucht den Superstar“ gesagt.

SPIEGEL: In einer Bibelstunde sagten Sie kürzlich, Christen kennten keinen Gott, der nur das Perfekte gelten lässt. Manchmal scheine es, als habe ihr Gott eine besondere Liebe zu gebrochenen Gestalten.

Käßmann: Ich möchte nicht, dass jetzt jeder Satz einer Predigt oder einer Bibelarbeit von mir sofort tief biografisch auf mich bezogen wird. In der Bibel ist deutlich zu erkennen, dass Gott eine große Zuneigung gerade zu denen hat, bei denen nicht alles glänzt, zu Sündern, mit Schuld Beladenen. Mose hat erst mal jemanden ermordet und wurde dann der Führer des Volkes in die Freiheit. Petrus hat Jesus dreimal verleugnet, und trotzdem heißt es, er sei der Fels, auf dem die Kirche aufbauen soll.

SPIEGEL: Schuld, Buße, Vergebung - finden Sie solche Begriffe in der modernen Gesellschaft nicht ziemlich antiquiert?

Käßmann: Vielleicht in den Medien. Ich denke aber, dass Menschen durchaus Schuldgefühle haben. Christliche Freiheit sagt, es gibt Schuld im Leben, aber es gibt auch Lebenswege danach. Versöhnung ist möglich, wenn Täter bekennen und Opfer gehört werden. Es sind mühselige Prozesse, das haben wir dramatisch in Südafrika gesehen. Aber es kann gelingen. Vergeben und um Vergebung bitten - so steht es ja schon im Vaterunser.

SPIEGEL: Gibt es in Deutschland für Menschen, die sich versündigen, eine zweite Chance?

Käßmann: Die Frage ist, ob wir in der Gesellschaft noch ein Bewusstsein dafür haben, dass Strafe und Sühne möglich sind, Neuanfang bedeuten. Für viele, die zum Beispiel eine Straftat begangen haben, ist es ganz schwer, einen Neuanfang zu finden. Ich habe als Bischöfin viele Häftlinge im Gefängnis besucht. Eine ganz große Angst ist: Was passiert, wenn ich rauskomme? Wo soll ich hin? Wo kann ich neu anfangen?

SPIEGEL: Wie steht es denn mit Ihrer eigenen „Sünde“ vom Februar, was wäre für eine Protestantin die angemessene Buße?

Käßmann: Ich möchte jetzt nicht pathetisch werden. Aber ich habe ein Verkehrsdelikt begangen. Ich bin die zwei Kilometer nach Hause sehr langsam

gefahren, niemand ist zu Schaden gekommen. Ich will das nicht runterspielen, nur gilt es, auch mal die Verhältnismäßigkeit zu sehen. Ich habe einen Fehler begangen und dafür die Verantwortung übernommen. Das, finde ich, ist eine protestantische Haltung.

SPIEGEL: Hat Ihr Rücktritt Maßstäbe für die politische Kultur gesetzt?

Käßmann: Ein Mensch darf sich nicht selbst zum Vorbild stilisieren; das fände ich ganz absurd. Ich wollte auch als Bischöfin nie jemand anderes sein als Margot Käßmann. So bin ich immer noch Margot Käßmann, ohne Bischöfin zu sein. Ich habe mich ja nicht verändert, weil ich keine Ämter mehr habe oder weil ich kein Bischofskreuz mehr trage. Ich glaube, es ist wichtig, sich selbst treu zu bleiben.

SPIEGEL: Der Synodenpräsident Jürgen Schneider hat Sie schon als Bischöfin der Herzen ausgerufen.

Käßmann: Ich halte das für einen sehr liebevollen Begriff.

SPIEGEL: Er vergleicht Sie mit der Prinzessin der Herzen, Diana, die auch ohne ihren alten Titel die Menschen eroberte.

Käßmann: Na ja, also ganz so ist es wohl nicht.

SPIEGEL: In der evangelischen Kirche wird jetzt der Ruf nach einer Person laut, die nicht so sehr wie Sie im Rampenlicht steht.

Käßmann: Die Kirche braucht viele öffentliche Gesichter, sie braucht Menschen, die für diesen Glauben einstehen. Einen Rückzug der evangelischen Kirche aus der Öffentlichkeit hielte ich für falsch. Wir wollen in der Gesellschaft ja etwas vermitteln.

SPIEGEL: Und zwar aktuell was?

Käßmann: Die Kirche ist vor allem für die Menschen am Rande da. Das ist heute wichtiger als zuvor. Es ist wirklich ein schrecklicher Gedanke, dass das Elterngeld jetzt gerade Hartz-IV-Empfängern entzogen werden soll. Sie wissen, wie schwer es ist, im ersten Jahr mit einem Kind einen Arbeitsplatz zu finden, von der Krippenbetreuung ganz zu schweigen. Und dann fällt auch noch das Elterngeld weg. Ich finde, da hat die Kirche eine Rolle in der Gesellschaft zu spielen.

SPIEGEL: Die Bundeskanzlerin hat gesagt, das Sparpaket sei sozial ausgewogen, jeder müsse seinen Beitrag leisten.

Käßmann: Jedes sechste Kind wächst in Armut heran. Das führt zu Bildungsarmut, weil da kein Hauptschulabschluss zustande kommt, und dann steht eine neue Hartz-IV-Karriere an. Ich halte es für eine falsche Konzentration, 30 Milliarden ausgerechnet bei den Armen einzukürzen. Wo Kinder eine Bildungschance bekommen, nehmen sie diese bewusst wahr. Wo Arbeitslose eine Chance zur Wiedereingliederung bekommen, nutzen sie diese auch. Hier zu investieren - das wäre gesellschaftlich viel sinnvoller.

SPIEGEL: Die Regierung hat die Wohlhabenden bislang verschont. Zu Recht?

Käßmann: Das kann ich nicht nachvollziehen. Wer mehr leisten kann, sollte auch mehr zur Solidargemeinschaft beitragen als andere. Geiz gehört schon in der Bibel zu den Lasterkatalogen und ist überhaupt nicht „geil“. Wir müssen wachsam sein, dass der soziale Friede nicht gefährdet wird.

SPIEGEL: Frau Merkel ist in einem evangelischen Pfarrhaus aufgewachsen. Erkennen Sie in der Bundeskanzlerin diese Prägung?

Käßmann: In der Bibel heißt es, Gerechtigkeit im Land misst sich daran, wie es den Schwächsten im Land geht. Und da hat sie im Pfarrhaus schon etwas mitgekriegt, dass du dich verantwortest nicht nur vor der Partei, sondern vor Gott. Andererseits ist sie natürlich auch Politikerin, die mit der Macht umgehen muss; das ist eine ganz klare Sache.

SPIEGEL: Wie ergeht es aus Ihrer Sicht denn den Schwächsten im Land?

Käßmann: Die Entsolidarisierung der Gesellschaft, das Auseinanderdriften von Arm und Reich, ist ein großes Problem. Das erleben Sie zum Beispiel bei den Alten: Wie kann es sein, dass dieser wahnsinnige Druck in der Pflege entsteht? Ich bin mal einen Tag mit einer ambulanten Pflegekraft zusammen gewesen. Da gibt es 23 Minuten für die große Morgenwäsche mit Toilettengang. Und dann fängt der alte Mann an zu weinen und sagt: „Ach, wenn Sie jetzt weggehen, bin ich für den Rest des Tages allein.“ Ich war fix und fertig, obwohl ich gar nichts gemacht, sondern nur

beobachtet hatte. Ich beklage, dass niemand sich verantwortlich fühlt für den nebenan, dass Nachbars Kinder endlos schreien, und keiner klopft an und fragt, ob er helfen kann.

SPIEGEL: In wessen Autorität und Namen sprechen Sie jetzt eigentlich?

Käßmann: Diese Frage stellt sich mir in der Tat. Ich kann jetzt im Grunde genommen nur für mich selbst sprechen. Da die richtige Balance zu finden, das ist nicht so einfach. Ich kann ja auch nicht so tun, als wäre ich eine Autorität in der evangelischen Kirche. Ich bin im Moment nicht mehr und nicht weniger als eine Pastorin der hannoverschen Landeskirche.

SPIEGEL: Und was ist bei Ihren Auftritten jetzt anders als vorher?

Käßmann: In meinen vier Monaten als Ratsvorsitzende musste ich ständig reagieren, erklären, was ich meinte - etwa nachdem ich gesagt hatte, nichts sei gut in Afghanistan. Dabei habe ich auch an der Spitze der EKD nicht anders gesprochen als zuvor. Aber es hat andere Reaktionen hervorgebracht.

SPIEGEL: Horst Köhler wurde ebenfalls scharf wegen seiner Afghanistan-Äußerungen kritisiert. Wieso gab es in beiden Fällen so große Entrüstung - obwohl Sie beide völlig entgegengesetzte Positionen vertreten?

Käßmann: Es ist ein heikles Thema. Wahrscheinlich hat der Tanklaster-Angriff von Kunduz den Deutschen das erste Mal klargemacht, dass Menschen aufgrund einer Anweisung eines deutschen Soldaten sterben. Ich denke, das ist für die Gesamtgesellschaft ein Schock. Auf einmal ist klar: Wir laden als Nation wahrscheinlich Schuld auf uns. Das ist viel zu lange tabuisiert worden.

SPIEGEL: Wieso? Afghanistan wird in Politik und Medien seit langem diskutiert.

Käßmann: Es hatte aber kein Gesicht. Auf dem Kirchentag habe ich die Namen der sieben deutschen Soldaten vorgelesen, die bei den letzten beiden Angriffen gefallen sind. Und die von sieben jungen Afghanen, die bei diesen Tanklastern verbrannt sind. Das darf man nicht kleinreden; das sind Opfer mit Namen, mit einer Biografie. Für Deutschland ist es immer noch schwer zu erkennen: Wir sind im Krieg.

SPIEGEL: Wie sollte das Land, wie sollte die Politik damit umgehen?

Käßmann: Ich wünschte, es gäbe mehr Ruhe, langfristige Konzepte zu entwickeln. In der Politik muss heute alles immer wahnsinnig schnell passieren. Da werden Milliarden-Bankenschirme und Rettungspakete unter massivem Zeitdruck aufgestellt. Wo sind denn die Räume, in die sich beispielsweise ein Verteidigungsminister zurückziehen kann, um nachzudenken: Was machen wir dort, mit welchen Zielen, was ist die Rückzugsstrategie? Allerdings darf man die Politiker nicht für alles verantwortlich machen. Wir müssen auch fragen: Was hat die Gesellschaft der Politik angetan?

SPIEGEL: Und?

Käßmann: Der Druck ist gnadenlos. Möglichst noch bis heute Abend zur „Tagesschau“ müssen sie ein neues Statement bringen, dazwischen gibt es noch Blogs, Twitter und so weiter. Die ständige Beschleunigung führt zu einem Verlust an Substanz und Orientierung. Ein falsches Wort, und du wirst niedergemacht! Wer hat denn noch Lust, unter solchem Druck Politiker zu werden?

SPIEGEL: Fast klingen Sie schon wie eine energische Bundespräsidentin. Hätte Sie das Amt gereizt?

Käßmann: Nein.

SPIEGEL: Aber Sie wurden gefragt?

Käßmann: Ich sage dazu nichts. Aber ich würde nicht Bundespräsidentin werden wollen, weil das ein Amt ist, bei dem Sie noch mehr auf Ihr Wort aufpassen müssen. Ich schätze die Freiheit, die ich jetzt habe.

SPIEGEL: Wer ist Ihr Favorit, Christian Wulff oder Joachim Gauck?

Käßmann: Ich habe keinerlei Amt und Mandat, mich dazu zu äußern.

SPIEGEL: Gauck ist ja ein ehemaliger Berufskollege.

Käßmann: Bei Gauck ist interessant, dass er diese Ostbiografie hat. Ich habe ihn schon zu DDR-Zeiten kennengelernt. Er bringt eine besondere Prägung mit. Aber ich



werde jetzt hier nicht diejenige sein, die Kandidaten für das Bundespräsidentenamt bewertet.

SPIEGEL: Dann befragen wir Sie eben als Rücktritts-Expertin. Wie haben Sie den Schritt von Horst Köhler erlebt?

Käßmann: Menschlich konnte ich daran etwas nachvollziehen, dieses Verletztsein. Als Bundespräsident, denke ich, wäre es sehr wichtig gewesen, nicht einfach eine einsame Entscheidung zu treffen. Das war bei mir eine andere Situation, weil ich glasklar persönlich einen Fehler begangen hatte. Ich hätte mir jedenfalls gewünscht, dass er mit den Spitzen der Parteien ein Gespräch darüber geführt hätte. Er hätte sich mehr Zeit nehmen sollen.

SPIEGEL: Aber Sie können wahrscheinlich relativ gut nachempfinden, wie er sich an diesem Wochenende gefühlt hat.

Käßmann: Ja, das kann ich nachvollziehen, dass er sich einsam und verletzt gefühlt hat und dann gesagt hat: „So mache ich nicht weiter.“ Man sollte jetzt Köhler auch nicht so schlechtreden, wie es zum Teil getan wird. Ich habe ihn erlebt und weiß, dass er im Volk beliebt war. Das ist auch ein Zeichen dafür, wie sehr eine solche authentische Person - auch mit den Brüchen - wertgeschätzt wurde. Vielleicht hätte die Politik sehen müssen, dass er stärker mitgetragen werden sollte.

SPIEGEL: Nach welchen Maßstäben sollte man den eigenen Rücktritt entscheiden?

Käßmann: Nach Bibelstudium und Gebet stand Luther im Reichstag zu Worms mit der Haltung: „Hier stehe ich. Ich kann nicht anders. Gott helfe mir. Amen.“ So, würde ich auch sagen, muss ein Protestant in Verantwortung vor Gott und den Menschen seine Entscheidung treffen. Ein Mensch, der mit sich im Reinen ist und sagt, er bleibe im Amt oder er bleibe nicht im Amt aus diesen oder jenen Gründen, der kann dann da auch aufrecht stehen.

SPIEGEL: Politik und Medien - auch der SPIEGEL - haben größtenteils anders reagiert. Sie hielten Köhler für zu empfindlich.

Käßmann: Also das finde ich, offen gestanden, Köhler gegenüber nicht fair. Der Mann hat eine Entscheidung für sein Leben getroffen, die sicherlich schwer war. Dann muss man ihn nicht nachher noch mit Häme und Spott übergießen.

SPIEGEL: Ein anderer Rücktritt, der Schlagzeilen machte, war der erzwungene Abtritt des Augsburger Bischofs Walter Mixa, der zunächst leugnete, dass er einst Kinder geschlagen hatte. Warum hat sich die katholische Kirche lange so schwer getan, Verantwortung für Gewalt und Missbrauch zu übernehmen?

Käßmann: Es ist natürlich ein anderes Verständnis von Kirche und Amt. Sie können als katholischer Bischof nicht einfach wie ich zurücktreten. Das steht bei uns in der Verfassung. Die Landesbischöfin oder der Landesbischof kann jederzeit, sogar ohne Angabe von Gründen, zurücktreten. Das geht in der katholischen Kirche nicht.

SPIEGEL: Was ist da los - Sie treten wegen einer Fahrt mit Alkohol am Steuer zurück, und nach teils jahrelangem Vertuschen von Gewalt und Missbrauch sind Ihre katholischen Kollegen ...

Käßmann: ... ich möchte nicht, dass das parallel gesehen wird. Sie können das auch schon ganz leicht daran erkennen, dass es in der evangelischen Kirche - anders als bei den Katholiken - keine Steigerung von Kirchenaustritten wegen meines Rücktritts gibt.

SPIEGEL : Können wir uns darauf einigen, dass beide Kirchen ein großes Problem mit der moralischen Autorität haben?

Käßmann: Kirche ist keine Institution, die besser wäre als die Welt. Sie besteht aus verführbaren Menschen. Aber sie hat den Anspruch, dass sie eine Kontrastgesellschaft abbildet. Und dass vor allem die Würde des Kindes wichtiger ist als der Schutz der Institution. Dass dies nicht galt, ist für alle, insbesondere aber die Katholiken, eine bittere Erkenntnis.

SPIEGEL : Mittel- und langfristig laufen beiden Konfessionen die Mitglieder davon, mal trifft es mehr die einen, mal die anderen. Ist Ihr Angebot womöglich einfach zu verstaubt? Anderswo auf der Welt, in den USA, Brasilien oder Südkorea, feiern Großkirchen mit einer lebensnahen Haltung große Erfolge.

Käßmann: Schauen Sie sich mal an, wie aggressiv dort Geld eingetrieben und Moral gepredigt wird! Damit habe ich große Probleme: Je lauter und ohrenbetäubender ich bete und je mehr Geld ich gebe, desto größer ist mein Seelenheil? Das kann es ja wohl nicht sein. Bloß weil viele Menschen dort sind, ist es nicht automatisch gut. Ich finde, eine Kirche kann auch gut sein, wenn nur 15 kommen, aber die sind gestärkt für ihr Leben wieder gegangen. Eine Theologie des Erfolgs würde dem Christentum zudem radikal widersprechen. Wir glauben an einen Gott, der sich gerade nicht durch Größe, Erfolg, Geldeinnahmen dargestellt hat. Ich kann auch mit dem Kleinen und dem Zerbrechlichen leben.

SPIEGEL : Dennoch ist es merkwürdig, dass Sie mit einem Besinnungsbuch auf Platz eins der Bestsellerliste landen - und die Gottesdienste werden immer leerer.

Käßmann : Ende Mai waren 1500 Menschen bei mir im Gottesdienst, und das war eine ganz traditionelle Veranstaltung, Psalm, Predigt, Fürbitte, Segen. Trotzdem haben Sie recht: Viele Menschen spüren die Antwort auf ihre spirituellen Sehnsüchte nicht mehr beim klassischen Kirchengang. Es ist eine große Frage, wie wir darauf reagieren. Wie schaffen wir es, dass die Menschen am nächsten Sonntag wieder zu uns kommen und sagen: „Das brauche ich, damit ich wieder Kraft schöpfen kann für meinen Alltag, mein Leben“?

SPIEGEL : Gegen Ende haben wir noch eine Frage, die viele endlich beantwortet haben wollen. Welcher Mann ...

Käßmann : ... das wollen Sie jetzt nicht wirklich fragen!

SPIEGEL : ... saß am 20. Februar neben Ihnen im Auto?

Käßmann : Ich muss sagen, ich finde das absurd. Was hat das mit meinem Leben und allem zu tun? Und welchen Anspruch von Öffentlichkeit gibt es da? Ich verstehe nicht, was das jemanden angeht.

SPIEGEL : Wie lange sind Sie schon Single?

Käßmann : Am 30. Mai 2007 bin ich geschieden worden. Ich glaube, wir beenden jetzt dieses Gespräch. Vielen Dank.

SPIEGEL : Sagen Sie uns noch, wie es beruflich weitergeht.

Käßmann : Auf dem Kirchentag fragte mich eine Frau, ob ich Ohnmacht empfinde, weil ich Macht verloren habe. Da habe ich aus dem Bauch heraus gesagt, das kann auch Freiheit bedeuten. Natürlich bin ich traurig, nicht mehr Bischöfin zu sein. Alles andere wäre merkwürdig. Eine Frau an der Spitze, das sind Bilder, die ich auch wichtig fand. Aber als Person bin ich freier, obwohl ich jetzt gar nicht weiß, wohin diese Freiheit führt.

SPIEGEL : Viele Protestanten hätten Sie gern als Bischöfin zurück.

Käßmann : Ich war sehr gern Bischöfin, gerade in einer so ländlich geprägten Kirche; das können Sie sich gar nicht vorstellen. Das Schönste daran waren die Sonntagsgottesdienste: Die Menschen freuen sich, wenn Sie kommen, die Kirche ist immer voll. Das habe ich sehr, sehr gern gemacht. Aber Sie können nicht zurücktreten und drei Monate später sagen: Jetzt lasse ich mich wieder wählen.

SPIEGEL : Einen Rücktritt vom Rücktritt gibt es also nicht.

Käßmann : Nein.

SPIEGEL : Wie wollen Sie denn in Zukunft Ihr Geld verdienen?

Käßmann : Ich habe noch nichts Konkretes. Das Jobprofil ist für die Kirche ja auch durchaus schwierig: Wo findet sie für eine 52-Jährige, die Bischöfin sowie Ratsvorsitzende war, jetzt einen neuen Ort? Ich möchte ja auch keinen Sonderposten zur Versorgung Käßmanns, keinen Dissidentenstatus. Ab August bin ich erst mal vier Monate als Gastdozentin an der Emory University von Atlanta. Mit dem Abstand hoffe ich dann, dass zum 1. Januar irgendeine Aufgabe da ist.

SPIEGEL : Könnten Sie sich auch etwas außerhalb der Kirche vorstellen?

Käßmann : Nur schwer, denn an ihr hängt mein Herz. Und ins Ausland würde ich ungern gehen, weil ich hier die vier Töchter habe und beheimatet bin. Das wäre auch so, als müsste ich flüchten.

SPIEGEL : Oder bleiben Sie lieber, weil Sie ohne die deutsche Öffentlichkeit nicht auskommen?

Käßmann : Ich würde gern viel zurückgezogener leben, als Sie sich das vorstellen können. Ja, ich genieße es im Moment auch, dass ich nicht ständig irgendwelche Termine habe. Es ist schön, sich mal zurückziehen, lesen, nachdenken zu können und nicht ständig nur agieren und auf andere reagieren zu müssen.

SPIEGEL : Frau Käßmann, wir danken Ihnen für dieses Gespräch.

*Margot Käßmann war Deutschlands bekannteste Protestantin, als sie vor vier Monaten wegen Trunkenheit am Steuer in die Schlagzeilen geriet. Ihre Wahl zur Ratsvorsitzenden der Evangelischen Kirche in Deutschland (EKD) im Oktober 2009 wurde als Zeichen des gesellschaftlichen und kirchlichen Wandels in Deutschland verstanden: Käßmann, Jahrgang 1958, seit 2007 geschiedene Mutter von vier Töchtern, war die erste Frau in diesem Amt. Als Tochter eines Kfz-Schlossers mit eigener Tankstelle und einer Krankenschwester wuchs sie in Marburg auf. Nach einem Theologie-studium in Tübingen, Edinburgh, Göttingen und Marburg machte sie in der evangelischen Kirche Karriere. Ab 1985 betreute sie gemeinsam mit ihrem damaligen Ehemann, ebenfalls einem Pfarrer, mehrere hessische Kirchengemeinden. 1999 wurde sie von der hannoverschen Landeskirche zur Bischöfin auf Lebenszeit gewählt. In diesem Amt pflegte Käßmann einen ebenso eigenwilligen wie umstrittenen Stil, immer wieder thematisierte sie persönliche Erfahrungen in ihren Predigten und Schriften, zum Beispiel ihre Scheidung nach 26 Ehejahren oder eine Brustkrebserkrankung im Jahr 2006. Ihr politisches Amtsverständnis wurde berühmt, darunter ihre Äußerungen zum Afghanistan-Einsatz der Bundeswehr. Nach einem Kino- und Restaurantbesuch in Hannover überfuhr Käßmann am 20. Februar mit ihrem Dienstwagen eine rote Ampel. Die Polizei stellte anschließend einen Alkoholwert von 1,54 Promille fest. Vier Tage später kam der Vorfall, auf bislang ungeklärtem Weg, in die Öffentlichkeit. Nach einem verheerenden Presseecho („Wasser predigen, Wein trinken, Gas geben“) trat sie am 24. Februar von ihren Ämtern als EKD-Ratsvorsitzende und Bischöfin zurück.*

## „Ein Leben wie im Fegefeuer“

*Der an Alzheimer erkrankte Psychologieprofessor Richard Taylor über seinen langen Weg ins Vergessen*

Beate Lakotta, Spiegel, 01.03.2010

Ein Vorort von Houston, Texas, eine typische Einfamilienhausgegend, Mittelschicht. Hier lebt Richard Taylor, der prominenteste Alzheimer-Aktivist der USA. Er war Psychologieprofessor und 58 Jahre alt, als er 2001 seine Diagnose bekam. Bald darauf begann er, täglich zu schreiben, um besser zu verstehen, was mit ihm vorging. Aus diesen Dokumenten entstand sein Buch: „Alzheimer und Ich“.

Dem Verlag zufolge schreitet Taylors Krankheit sehr langsam fort, er sei immer noch ein gefragter Redner bei Fachkonferenzen. Alle Antworten auf E-Mails, um dieses Gespräch zu verabreden, kamen jedoch von Taylors Frau Linda. Wie würde Taylors aktuelle Verfassung beim SPIEGEL-Gespräch sein? Vorsichtshalber war es auf zwei Tage angesetzt.

Zehn Uhr morgens, Dr. Taylor selbst öffnet die Tür. Er ist fast zwei Meter groß, graue Haare, Bart, Brille. Er trägt ein blau-weiß gestreiftes Hemd, Jackett, Stoffhose und Wollsocken. Er sieht so aus, wie man sich einen Universitätsprofessor vorstellt.

SPIEGEL: Guten Morgen, Dr. Taylor. Schön, Sie zu sehen.

Taylor: Hallo, guten Morgen. Kommen Sie rein. Danke, dass Sie von so weit her gekommen sind. Gibt es denn bei Ihnen in Deutschland keine Alzheimer-Kranken, die Sie interviewen könnten?

SPIEGEL: Es gibt ungefähr 1,3 Millionen. Aber noch keiner von ihnen hat so anschaulich über sein Leben mit Alzheimer geschrieben wie Sie.

Im Haus ist alles penibel aufgeräumt. Keine gelben Post-it-Zettel an den Schranktüren, keine Wegweiser zur Toilette oder zum Schlafzimmer, wie man sie in der Wohnung von Menschen mit schwerer Demenz manchmal findet. Taylor bittet an

den Tisch im Esszimmer mit offener Küche. Am Herd fehlen die Knöpfe. Er stellt einen abgepackten Kuchen auf den Tisch, dazu ein Messer und zwei Servietten.

Taylor: Man kann jedem, der Demenz hat, nur raten zu schreiben. Ich habe damit angefangen, weil ich unglaubliche Angst hatte, dass ich eines Morgens aufwache, und eine Art von Vorhang trennt mich vom Rest der Welt. Ich dachte, wenn ich jeden Tag lese, was ich am Tag zuvor geschrieben habe, wüsste ich immer, ob mit mir noch alles okay ist.

SPIEGEL: Sie waren sich dessen nicht sicher?

Taylor: Nein. Weil man seine Erinnerungen verliert. Man verwandelt sich nach und nach in einen Menschen, den man noch nicht kennt. Und der, den man kannte, verschwindet.

SPIEGEL: Ist Ihnen das ständig präsent?

Taylor: Ja. Demenz kann man nicht einfach verdrängen. Sie können nicht ignorieren, dass Sie durcheinander sind oder andauernd Sachen vergessen. Das sind ja Sie!

SPIEGEL: Haben Sie selbst gemerkt, dass etwas nicht mit Ihnen stimmte?

Taylor: Linda hat es gemerkt. Sie hat mir gesagt, dass ich mich verfare, dass ich mein Jackett liegengelassen hatte, dass ich auf einmal unpünktlich wurde. Das hat mich beunruhigt, und ich wollte wissen, was los war. Es hat ein Jahr gedauert, bis ich die Diagnose bekam. Die nehmen sich Zeit für die vielen Untersuchungen. Aber die Ungewissheit war wie leben im Fegefeuer. Danach kam die Hölle.

SPIEGEL: Sie meinen, nach der Diagnose?

Taylor: Ja. Als es hieß: „Demenz, wahrscheinlich vom Alzheimer-Typ“, war ich so geschockt. Ich bin in den Garten gelaufen und habe geweint. So laut, dass Linda gesagt hat: „Komm rein, alle Nachbarn hören dich.“ Ich habe drei Wochen lang geweint. Der smarte Dr. Taylor verstand nicht mehr, was los war! Ich wurde depressiv. Ich habe aufgehört zu arbeiten und Auto zu fahren. Ich hing nur noch zu Hause rum. Ich hatte das Gefühl, ich würde sehr bald sterben. Ich hatte gelesen, dass

die Lebenserwartung zum Zeitpunkt der Diagnose rein statistisch noch zehn Jahre beträgt.

SPIEGEL: Tatsächlich verläuft bei Ihnen die Krankheit erstaunlich langsam. Wie erklären Sie sich das?

Taylor: Ich habe meine Diagnose in einem extrem frühen Stadium bekommen. Damals hatten sie noch nicht einmal die-ses ... Sie haben es erst danach erfunden, sie nennen es Leichte Kognitive ...

SPIEGEL: ... Beeinträchtigung?

Taylor: Beeinträchtigung! Genau. Das zeigt mal wieder, dass eine Sache erst dann anfängt zu existieren, wenn man ein Wort dafür hat. Im Rückblick glaube ich, auch mein Vater hatte Demenz. Aber ich habe es damals nicht so genannt. Er war einfach alt und senil.

SPIEGEL: Selbst wenn Sie damals erst eine Vorstufe der Demenz hatten - fast zehn Jahre später bemerkt man bei Ihnen erst mal verblüffend wenig Symptome.

Taylor: Ja, wahrscheinlich weil ich eine ziemlich große kognitive Reserve habe. Weil ich ein riesiges Vokabular hatte und schon immer ein sehr guter Redner war. Ich bin neugierig, ich denke mehr über das Denken nach als die meisten. Das hilft mir, gegen die Symptome zu kämpfen. Und ich kann damit auch eine Menge vertuschen. Aber selbst jetzt, während wir sprechen, bemerke ich, dass ich Fragen anders beantworte, als ich es tun würde, wenn ich nur könnte.

Taylor spricht langsam und etwas schleppend, aber druckreif. Er hat den Butterkuchen ausgepackt, für sich selbst ein Stück abgeschnitten und beginnt zu essen. Ist das unhöflich? Eine Folge der Demenz? Oder in Texas normal? Seine Frau schlafe noch, sagt Taylor, weil sie Nachtdienst im Krankenhaus hatte, sie ist Hebamme. Mit dem Kaffee müsse man leider warten, bis sie wach sei, da er selbst nie die Kaffeemaschine bediene.

SPIEGEL: Es ist wirklich erstaunlich: Sie haben ein Buch geschrieben, Sie reisen als Alzheimer-Aktivist durch die Gegend und halten Vorträge, Sie reden ganz normal - wo ist eigentlich das Problem?



# ReporterFORUM

[www.reporter-forum.de](http://www.reporter-forum.de)

Taylor: Ich habe schon erlebt, dass Ärzte sagen: „Ich habe eben Ihren Vortrag gehört. Sie können kein Alzheimer haben.“ Für die geht es schon damit los, dass ich nicht aussehe wie jemand aus einem Heim. Ich sage dann: „Haben Sie mich vor zwölf Jahren schon mal reden gehört? Wenn Sie mit mir leben würden, wüssten Sie, dass ich die Fernbedienung ins Eisfach lege und vergesse, die Haustür hinter mir zuzumachen, wenn ich gehe.“ Ich habe schon ein paarmal fast das Haus abgebrannt. Ich habe mir gesagt: Ich koche einfach nicht mehr. Aber dann habe ich trotzdem gekocht. Deswegen hat der Herd keine Knöpfe mehr.

SPIEGEL: Weil Sie vergessen hatten, dass Sie es nicht mehr tun wollten?

Taylor: Vergessen ist das falsche Wort. Es impliziert: Etwas ist verschwunden. Tatsächlich ist es noch da, aber man kommt nicht ran. Es ist ein Fehlen von Aufmerksamkeit und Bewusstheit.

In der Zwischenzeit ist Linda Taylor aufgestanden. Sie hat die Kaffeemaschine in Gang gesetzt und den Kuchen in Stücke geschnitten. Sie hat ein bisschen Zeit und setzt sich dazu. Sie weiß, dass Fremde oft nicht glauben können, dass ihr Mann krank ist.

Linda: Hat er Ihnen schon erzählt, was an Weihnachten los war?

SPIEGEL: Nein, was denn?

Linda: (zu Richard) Erzähl das mal!

Taylor: Ich brauchte ein Teil für meinen Computer. Mein Sohn hatte versprochen, es zu besorgen, und mich dann immer wieder vertröstet ... Deshalb bin ich einfach losgelaufen. In irgendeine Richtung.

Linda: Es war Heiligabend! Es war schon dunkel. Alles war zu. Es fror. Auf einmal war er weg. Wir sind alle ausgeschwärmt. Wir haben nach ihm gerufen, haben an alle Türen geklopft, ob er sich irgendwo festgeplaudert hat. Am Ende hat die halbe Nachbarschaft nach ihm gesucht.

Taylor: Irgendwann hielt mein Sohn mit seinem Auto neben mir und sagte: „Los Dad, steig ein, ich bringe dich heim.“ Als wir ankamen, standen die Nachbarn hier rum. Ich hab gar nichts kapiert. Ich kam in die Küche, und meine Frau fragte mich, wo

# ReporterFORUM

[www.reporter-forum.de](http://www.reporter-forum.de)

ich gewesen war. Ich habe ihr gesagt, dass ich nur ein Teil für den Computer kaufen wollte. Da fing sie an zu weinen. Sie schnitt gerade Zwiebeln. Und ich habe gesagt: „Wow, das sind ja wohl die schärfsten Zwiebeln, die ich je gesehen habe.“ Aber da weinte sie nur noch mehr.

SPIEGEL: Immerhin können Sie heute noch darüber reden.

Taylor: Ja. Weil ich mir von Linda immer wieder habe erzählen lassen, was passiert war. Trotzdem bin ich schon jetzt nicht mehr der Partner, der ich mal war. Linda kümmert sich um mich, aber ich kann mich nicht um sie kümmern. Das macht mich traurig. Aber ich fühle mich noch immer getröstet und unterstützt und geliebt.

SPIEGEL: Wie verändert Alzheimer Beziehungen?

Linda: Es verändert alles: die Intimität, das Vertrauen, die Verantwortlichkeit.

Taylor: Natürlich hatten wir die romantische Vorstellung, im Alter zusammen zu reisen. Wir tun manchmal immer noch so, als ob wir uns auf die gleiche Reise begeben hätten. Tatsächlich geht aber jeder seinen Weg. Meiner ist eine Sackgasse.

Die beiden sind gewohnt, offen miteinander zu reden. Linda sagt, seine Krankheit habe ihren Mann ungeduldig und ichbezogen gemacht. Im ganzen Haus verteile er seine Listen mit Aufträgen. Es sei hart, das Gedächtnis für zwei zu sein. Ständig gebe es Streit um Geld, weil er keine Grenzen mehr kenne. Und so sehr sie sich bemühe, nie habe sie das Gefühl, genug für ihn zu tun. Während sie erzählt, ist ihr Mann ohne erkennbaren Anlass aufgestanden und aus dem Zimmer gegangen.

SPIEGEL: Wo ist er eigentlich? Er kommt gar nicht wieder.

Linda: Er ist definitiv nicht nach draußen gegangen. (Von nebenan sind Schritte zu hören, jemand raschelt mit Papier)

Linda: Was machst du da, Honey?

Taylor: Ich laufe rum und schaue, wo die Journalistin ist.

Linda: Sie ist hier. Sie wartet auf dich, damit ihr weitermachen könnt.

# ReporterFORUM

[www.reporter-forum.de](http://www.reporter-forum.de)

Taylor: Oh! Ach so. Was wollen Sie denn sehen: meine Pillen? Hier! (Schüttet eine Pillenschachtel aus) Das ist für morgens, das für den Abend. Das ist Fisch-Öl, Vitamin B ...

SPIEGEL: Und die rote da?

Taylor: Weiß ich nicht. Es muss wohl was Wichtiges sein, sonst wäre sie nicht rot. Ich nehme ein Antidepressivum, aber in geringer Dosis. Ginkgo habe ich nie probiert. Ich habe eine Zeitlang unglaubliche Mengen Vitamin E genommen. Das schadet nie. Und einen Cholesterinsenker nehme ich noch, obwohl ich eigentlich nicht weiß, warum. Seit kurzem verschreiben sie hier auch ein Parkinson-Medikament gegen Demenz. Ich habe es probiert, aber nicht vertragen. (Schüttet alle Pillen wieder durcheinander in die Schachtel)

SPIEGEL: Müssen Sie die nicht in der richtigen Reihenfolge nehmen?

Taylor: Nein. Ich nehme einfach eine Handvoll. Ehrlich gesagt, halte ich nicht viel davon.

SPIEGEL: Weil man Ihre Krankheit nicht heilen und auch kaum behandeln kann?

Taylor: Es ist gar keine Krankheit. Ich bezeichne es als Zustand. Unser Begriff von Krankheit passt einfach nicht auf die Demenz. Aber die Demenz ist medikalisiert worden. Die Ärzte verschreiben Pillen dagegen. Sie besitzen die Krankheit, und die Leute lassen das zu. Ich aber sage immer: Wir brauchen keine Pharma-Zeutika, sondern Sozio-Zeutika. Eigentlich müsste der Arzt auf das Rezept die Telefonnummer von jemandem schreiben, der in einer vergleichbaren Situation ist: „Ruf ihn an, verabredet euch. Damit du siehst: Leute mit Demenz sind normal. Sie sind wie du.“

SPIEGEL: Was tun Sie gegen die Symptome?

Taylor: Ich versuche, mich vernünftig zu ernähren. Ich bewege mich. Aber das Wichtigste ist, in Kontakt zu bleiben. Meine Enkelin kommt mich jeden Tag besuchen. Wir malen oder spielen Wii zusammen. Wenn ich mit ihr Karten spiele, rege ich mich manchmal fürchterlich auf, wenn ich die Regeln vergesse. Aber sie nimmt das sehr gut! Kleine Kinder akzeptieren so vieles selbstverständlich. Das war

auch das Schöne, als wir noch unsere Hündin hatten, Annie. Sie ist gestorben. An Altersschwäche.

Linda: Der Hund ist unser größtes Streitthema. Ich verstehe, dass Richard unbedingt einen neuen will: Annie liebte ihn und ist ihm überallhin gefolgt. Aber mir wird das zu viel. Als sie alt wurde, hat sie überall hingemacht. Sie hätte rausgemusst, aber er hat es nicht mitgekriegt. Es fing hier drin an zu riechen. Ehrlich gesagt, ich glaube, Richard hat ein bisschen sich selbst in Annie gesehen.

Taylor: Wuff, wuff! Hahaha! - - - Meine Frau hat mir Frösche und Fische als Ersatz genehmigt. Aber das ist nicht dasselbe. Wollen Sie sie mal sehen?

Von der Küche führt eine Tür in den kleinen Garten. Richard ist ein begeisterter Gärtner, aber er habe längst den Überblick verloren, sagt er. In einer Ecke steht das Terrarium mit Fröschen und Echsen. Auf dem Rasen davor liegen ein paar tote, vertrocknete Aquariumfische herum.

SPIEGEL: Wir sprachen ja eigentlich gerade über Ihre Beziehungen. Warum wollen Sie unbedingt wieder einen Hund?

Taylor: Ich bin so allein. Meine Enkel gehen zur Schule, Linda geht zur Arbeit, und ich bin ans Haus gefesselt. Dem Hund ist es egal, ob du Alzheimer hast. Er liebt dich bedingungslos. Ich wünsche mir so sehr ein Wesen, das mich auch dann noch akzeptiert, wenn ich nicht mehr weiß, wie ich heiße. Wenn ich Windeln trage und nur noch stammele.

SPIEGEL: Haben Sie Angst, dass die Menschen um Sie herum Sie verlassen?

Taylor: Das Versprechen, das Linda und ich uns einmal gegeben haben, beruht darauf, dass wir uns lieben. Aber weil ich die Verbindung zu meiner Vergangenheit verliere, kann ich auch die Gefühle nicht mehr hervorbringen, die auf dieser Vergangenheit basieren. Eines Tages werde ich nicht mehr wissen, wie man Liebe ausdrückt. Nach und nach wird alles verschwinden, was uns verbindet. Und ich vermute, dass ich es nicht einmal vermissen werde. Aber Linda.

SPIEGEL: Werden Sie den Punkt erkennen, an dem es kippt?

# ReporterFORUM

[www.reporter-forum.de](http://www.reporter-forum.de)

Taylor: Ich höre oft, dass es ein Wendepunkt ist, wenn Sie den Namen desjenigen vergessen, mit dem Sie verheiratet sind. Ich glaube aber, Sie haben nur den Namen vergessen, nicht den Menschen. Ich werde auch dann noch das Bedürfnis haben, geliebt zu werden. Ich werde nur die Fähigkeit verlieren, das auszudrücken.

SPIEGEL: Wie hat sich das Verhältnis zu Ihren Kindern verändert?

Taylor: Sie nehmen einem einfach Sachen aus der Hand und sagen: „Lass mich das machen!“ Sie tun das in guter Absicht. Aber da ist kein „Danke“ und „Bitte“ mehr. Kein „Darf ich“ oder „Möchtest du“. Immer dieses: „Lass mich das machen.“

SPIEGEL: Fällt es Ihnen schwer, um Hilfe zu bitten?

Taylor: Ach, die anderen sind immer sooo beschäftigt. Nachdem ich nicht mehr Auto fahren konnte, habe ich angefangen, Listen zu schreiben mit den Dingen, die sie mir besorgen sollten oder wo ich bitte hingefahren werden möchte. Irgendwann habe ich Daten dazugeschrieben, weil ich nicht wusste, ob ich Linda glauben sollte, wenn sie sagte, dass ich sie zum ersten Mal um etwas so Wichtiges bat wie Ketchup oder Cracker. Ohne Auto und Portemonnaie kann ich nicht mal mehr ein Stück Butter allein kaufen.

SPIEGEL: Vermissen Sie das Einkaufen?

Taylor: Und wie! Neulich hat sie mich zum ersten Mal seit Monaten wieder mit in den Supermarkt genommen. Ich erinnere mich, wie großartig sich das anfühlte: die Freiheit, einfach herumzulaufen und alles in den Korb zu tun, was ich haben wollte. Es war ein unglaubliches Glücksgefühl.

SPIEGEL: Fühlen Sie sich bevormundet?

Taylor: Klar. Stellen Sie sich vor, jemand sagt: „Gib mir deinen Autoschlüssel, dein Geld, einfach alles.“ Ich habe protestiert, als Linda Türschlösser einbauen ließ, die man nicht automatisch von innen aufkriegt. Ich will nicht eingesperrt sein. Aber wahrscheinlich hat sie recht. Alle behandeln mich wie ein Kind. Irgendwann werde ich wohl der Sohn meiner Frau sein. Davor habe ich unglaubliche Angst. Ich versuche immer zu warten, bis sie abends von der Arbeit kommt ...

# ReporterFORUM

[www.reporter-forum.de](http://www.reporter-forum.de)

Linda: ... und wenn ich komme, brennen alle Lichter, der Fernseher läuft in voller Lautstärke, die Haustür steht offen. Und er liegt im Bett und hat die Brille noch auf.

Taylor: Dann schaut sie unter die Decke, um zu sehen, ob ich noch alle Klamotten an habe. Hahaha!

Linda: Das hab ich heute Nacht gemacht. Kommst du deshalb jetzt darauf?

Taylor: Ich weiß nicht. - - - Hast du das gemacht?

Linda: Ja.

Taylor: Oh.

SPIEGEL: Erschreckt Sie das?

Taylor: Sehr. Man fragt sich ja andauernd, wie viel Zeit einem noch bleibt. Deswegen habe ich anfangs auch bei einer Alzheimer-Studie an der Uni mitgemacht. Ein Test besteht zum Beispiel darin, dass man Karten auf Stapel sortieren muss. Nach welchen Regeln, muss man selbst herausfinden. Aber mitten im Test ändern sie die Regeln, ohne es dir zu sagen. Plötzlich heißt es: „Falsch! Falsch! Falsch!“ Als Gesunder kapiert man irgendwann die neue Regel, aber ich konnte nicht umschalten. Ich habe angefangen zu weinen, weil ich so oft „falsch“ bekommen habe.

Linda: Und dann hat er geübt.

SPIEGEL: Die Tests geübt?

Linda: Den Uhrentest.

Taylor: Es ist ein blödsinniger Test.

Linda: Sie machen ihn jedes Mal: Man muss immer zehn vor oder zehn nach der vollen Stunde zeichnen. Also hat er geübt: zehn vor, zehn nach.

Taylor: Ich brauche diese Tests nicht. Ich weiß auch so, dass ich Probleme habe.

Linda: Für mich war es wichtig, weil ich es nicht glauben konnte, dass er Alzheimer hat. Erst als mir der Arzt seine Testergebnisse erklärt hat, habe ich es begriffen.

SPIEGEL: Welche Rolle spielt Intelligenz?

Taylor: Die meisten Leute kennen ihren IQ gar nicht. Aber für mich war das etwas Wichtiges. Es war Teil meiner Identität.

SPIEGEL: In Ihrem Buch haben Sie beschrieben, wie Sie nach einem Test das Gefühl hatten, ins Bodenlose zu stürzen: „Mein IQ ist von 148 auf 114 gefallen. Meine Verarbeitungsgeschwindigkeit ist kaum schneller als die eines Backsteins, und das Bewusstsein meiner selbst ist nahe an dem einer Eidechse.“ Man hört die Demütigung heraus.

Taylor: Wenn man als Psychologe auf Testergebnisse schaut, sieht man nicht nur Zahlen. Ich bin diese Zahlen. Man sieht, wie es abwärtsgeht. Das traf mich tief, obwohl es ja kein so extremer Abfall war.

SPIEGEL: Von 148 auf 114? Hm.

Taylor: Außerdem greift Alzheimer die Intelligenz nicht wirklich an. Es greift nur die Fähigkeit an, Intelligenz auszudrücken.

SPIEGEL: Für Ihre Umwelt macht das keinen Unterschied, oder?

Taylor: Ich bin immer noch engagiert, witzig und charmant. Auch wenn ich nicht mehr all die Fakten ausspucke, wie ich es früher konnte. Aber von dem Moment an, wo die Leute wissen, dass man Alzheimer hat, trauen sie einem nicht mehr zu, dass man etwas zu sagen hat.

SPIEGEL: Wie drückt sich das aus?

Taylor: Einmal habe ich mit meiner Schwiegertochter meine Frau ins Krankenhaus begleitet. Sie hatte eine Rücken-OP. Die Ärzte kannten uns und wussten, dass ich Alzheimer habe. Als bei Linda die Betäubung anfang zu wirken, haben sie automatisch alle Fragen an meine Schwiegertochter gerichtet. Ich war für sie praktisch nicht vorhanden. Dann musste meine Schwiegertochter kurz raus, und ein neuer Arzt kam rein, der mich nicht kannte. Er hat mich alles Mögliche gefragt, wir haben ganz normal geredet. Keine verstohlenen Blicke hinüber zu jemand anderem, um sich zu vergewissern, ob es stimmt, was ich sage. Als mir das bewusst wurde, war es

überwältigend. Es fühlte sich so gut an, wie ein vollwertiger Mensch behandelt zu werden.

SPIEGEL: Spüren Sie diesen Kontrast oft?

Taylor: Ständig. Ich war mal beim Friseur, mein Bruder war mit dabei. Wir plauderten, und die Friseurin erzählte, bei ihrem Vater sei kürzlich Alzheimer diagnostiziert worden. Ich sagte: „Ich habe auch Alzheimer.“ Da drehte sie sich zu meinem Bruder und fragte ihn: „Was für einen Schnitt will er denn eigentlich haben?“

SPIEGEL: Wie haben Ihre Kollegen an der Uni reagiert, als sie von Ihrer Diagnose erfuhren?

Taylor: Hilflos. Sie rufen nicht mehr an. Sie wollen mich nicht in peinliche Situationen bringen. Sagen sie. Vielleicht haben sie Angst, dass ich auf einem Empfang meine Hose runterlasse und auf den Boden pinkle.

SPIEGEL: Und Ihre Freunde?

Taylor: Melden sich auch nicht mehr. Ich habe sie angerufen und gefragt, wie es sein kann, dass wir uns seit zwei Monaten nicht gesehen haben. Sie haben gesagt, sie wüssten nicht, was sie zu mir sagen sollen. Ich hab gesagt: „Sag doch einfach hallo!“ - „Aber worüber sollen wir reden?“ - „Warum reden wir nicht über George W. Bush? Über den Weltfrieden, die Klimaerwärmung oder deine Eheprobleme wie sonst immer?“

SPIEGEL: Was haben sie geantwortet?

Taylor: „Ich wusste nicht, dass du dich dafür noch interessieren würdest.“ Sie sehen mich schon als jemanden im Verschwinden. Sie erwarten, dass ich vor ihren Augen verdampfe. Dabei bin ich noch immer ein ganzer Ozean.

Zwischendurch erkundigt sich Taylor, ob er die Fragen eigentlich gut beantworte. Als er davon spricht, wie ihn alle fallengelassen haben, ringt er um Fassung. Seine Sprache ist während der letzten Stunde immer verwaschener geworden. Es reicht für heute. Wir verabreden uns für den nächsten Morgen. Als Taylor diesmal die Tür öffnet, trägt er statt des Professoren-Outfits Freizeitkleidung.



# ReporterFORUM

[www.reporter-forum.de](http://www.reporter-forum.de)

SPIEGEL: Guten Morgen, wie geht's?

Taylor: Danke, ich bin ein bisschen müde, Ich habe noch bis um drei Uhr morgens gearbeitet, an einem neuen Buch. Es soll „75 Fragen zu Alzheimer“ heißen. Mein Bruder organisiert das. Er schickt mir jeden Tag drei Fragen und kontrolliert, dass ich etwas schreibe. Ich fürchte sowieso, ich werde das nicht mehr lange können.

SPIEGEL: Woran machen Sie das fest?

Taylor: Die Qualität meines Ausdrucksvermögens lässt nach. Ich kämpfe mit diesen Gedächtnisproblemen. Meine Gedanken sind so desorganisiert, dass ich schnell abgeschnitten bin von meinem eigentlichen Ziel. Auch das Telefonieren fällt mir schwer. Ich sehe die Ziffern, aber ich kann sie auf dem Telefon nicht mehr in der richtigen Reihenfolge drücken.

SPIEGEL: Aber schreiben können Sie noch?

Taylor: Das geht besser. Ohne Diktier- und Rechtschreibprogramme wäre ich aber schon lange verloren.

SPIEGEL: Mit welcher der 75 Fragen haben Sie sich gestern befasst?

Taylor: Das weiß ich nicht mehr. Aber ich könnte nachsehen ...

Taylor geht hinüber in sein kleines Büro, das vollgestopft ist mit Computerzubehör, Büchern, Fotos und Auszeichnungen, sowohl aus der Vor- als auch aus der Nach-Alzheimer-Periode, und kommt nicht wieder. Etwa eine Viertelstunde vergeht. Hat er das Gespräch vergessen?

SPIEGEL: Richard? Wo sind Sie?

Taylor: Oh, habe ich Sie warten lassen? Ich habe noch mal nachgesehen. Gestern ging es um Einsamkeit.

SPIEGEL: Fühlen Sie sich oft einsam?

Taylor: Dauernd. Ich spüre Trauer in mir, und ich glaube nicht, dass sie noch mal weggeht. Ich spüre, wie die Kluft zwischen mir und den anderen täglich größer wird.

SPIEGEL: In welchen Momenten sind Sie sich dessen besonders bewusst?

# ReporterFORUM

[www.reporter-forum.de](http://www.reporter-forum.de)

Taylor: Ich spüre es jetzt in meiner Magengrube, während wir darüber sprechen. Oder wenn ich unter Leuten bin, alle reden, die Stimmung ist toll, aber ich kann dem Gespräch nicht folgen. Meine Gedanken schweifen ab. Ich vergesse, was ich gerade sagen oder kommentieren wollte. Minuten später, wenn die anderen schon bei etwas ganz anderem sind, fällt es mir dann ein. Ich platze damit heraus, und alle starren mich an. Es ist, als hielten sie ein Schild hoch: DU HAST ALZHEIMER!

SPIEGEL: Passiert Ihnen so was häufig?

Taylor: Ja, ich falle jetzt öfter aus der Rolle. Meine Tochter brachte mich zum Beispiel einmal zum Gate am Flughafen. Beim Einchecken gab es eine lange Schlange. Nur beim First-Class-Schalter stand niemand. Ich habe ziemlich laut gesagt: „Hey, Leute, es sind ja gerade keine Reichen da. Könnt ihr so lange vielleicht bitte uns bedienen?“ Erst fanden die Leute das lustig. Aber ich redete einfach weiter: „Keine Sorge, wenn noch reiche Pinkel kommen, verdrücken wir uns, schließlich wissen wir, wo unser Platz ist“, so in dem Stil. Auf einmal sagte meine Tochter in einem sehr ruppigen Ton zu mir: „Dad, kannst du BITTE die Klappe halten?“ Sie hatte noch nie im Leben so mit mir geredet. Und ich habe ganz erwachsen reagiert: Ich habe geschmollt. Erst eine halbe Stunde später habe ich sie gefragt: „Shannon, warum hast du das gesagt?“ Und sie sagte: „Du hast einfach nicht mehr aufgehört. Das habe ich an dir noch nie erlebt.“

SPIEGEL: Haben Sie sich geschämt?

Taylor: Sehr. Es war mir peinlich, und ich hatte Angst. Weil ich erkannte, dass ich meine Gefühle nicht mehr kontrollieren kann. Man selbst denkt immer, man verhalte sich ganz normal. Aber der Vorfall hat mir gezeigt, dass ich mir meiner selbst kein bisschen bewusst war.

SPIEGEL: Wenn ich Sie jetzt fragen würde: Wie ging es Ihnen gestern?

Taylor: Na ja, ich würde irgendetwas antworten. Aber verlassen Sie sich nicht allzu sehr darauf, dass es stimmt. Hahaha!

SPIEGEL: Sie finden das nicht wirklich lustig, oder? Unser Ich-Gefühl ist davon abhängig, dass wir uns als Kontinuum verstehen. Wir sind unsere Erinnerungen.

# ReporterFORUM

[www.reporter-forum.de](http://www.reporter-forum.de)

Taylor: Klar, das berührt lauter existentielle Fragen. Die wichtigste ist: Wer bin ich?

SPIEGEL: Sind Sie noch der alte Richard Taylor?

Taylor: Nein. Ich bin der Richard, der ich jetzt gerade bin. Wir alle verändern uns ja ständig und leben nur in der Illusion, immer die Gleichen zu sein. Diese Illusion wird allerdings ziemlich erschüttert, wenn man Alzheimer hat.

Für mich gibt es jetzt vier Dinge, die mir wichtig sind. Erstens: Du musst deine ganze Aufmerksamkeit auf das Heute richten. Zweitens: Du musst ... hm ... ich weiß jetzt nicht mehr genau, welches die vier Sachen sind. Sie ändern sich auch von Tag zu Tag. Aber die Leute wollen immer gern die gleichen Geschichten hören. Zum Beispiel die mit dem Spitzenvorhang. Habe ich die schon erzählt?

SPIEGEL: Nein.

Taylor: Wenn Leute mich fragen, wie es ist, mit Alzheimer zu leben, dann sage ich immer: Es ist ein Gefühl, als säße ich im Wohnzimmer meiner Großmutter. Ich betrachte die Straße draußen durch ihre Spitzenvorhänge. Die Vorhänge haben Muster mit dicken Knoten, die mir die Sicht versperren. Manchmal bewegen sich die Vorhänge im Luftzug, und ich sehe etwas wieder, und dann schwingt die Gardine zurück, und ich bin wieder abgetrennt von meinen Erinnerungen.

SPIEGEL: Ein schönes Bild.

Taylor: Ich habe übrigens Lust auf Leberwurst, Sie auch? Irgendwo muss doch noch dieser tolle deutsche Senf sein ... (Steht auf und sucht im Schrank)

SPIEGEL: Eines Tages werden Sie vielleicht nicht mehr schlucken können, wie viele Alzheimer-Kranke...

Taylor: Dann werde ich wohl verhungern. Ich will keine Magensonde, niemals.

SPIEGEL: Haben Sie je an Suizid gedacht?

Taylor: Nur theoretisch. In der Praxis verlieren Menschen mit Demenz irgendwann die Fähigkeit, das zu tun. Und ich würde das Recht, mich zu töten, an niemand anders delegieren wollen.

SPIEGEL: Sie gehen oft in Pflegeheime. Warum tun Sie sich das an?

Taylor: Weil sie mich einladen, dort zu sprechen. Einmal sagte eine Frau danach zu mir: „Ich gehe jetzt nach Hause und nehme meinen Mann in den Arm. Das habe ich seit Jahren nicht mehr gemacht. Ich bin seine Pflegerin, Krankenschwester, Haushälterin geworden.“

Aber wissen Sie, ich gehe dort auch hin, um eine Bestätigung für meine Hoffnung zu finden, dass es immer noch Menschen sind, die dort drinnen leben.

SPIEGEL: Und, finden Sie sie?

Taylor: Ja. Selbst im letzten Stadium misst man mit dem EEG noch Hirnströme. Wenn Sie zum Beispiel meine Schulter streicheln, dann gibt es eine Antwort. Ob das Bewusstsein ist? Keine Ahnung. Aber ich glaube, dass da etwas ist. Ich muss das glauben, sonst wären wir lebende Tote.

SPIEGEL: Linda sagte gestern, sie werde Sie niemals in ein Heim geben. Aber wenn Sie desorientiert herumlaufen und zur Gefahr für sich selbst werden?

Taylor: Dann wird nur eine solche Institution bleiben. Ich weiß das. Linda hat einen starken Willen. Sie denkt, sie schafft alles. Aber ich bin Realist. Sie ist jünger als ich. Wenn sie mich in ein Heim gibt, dann kann sie ein anderes Leben anpacken, ohne mich. Sie kann mich ja besuchen.

SPIEGEL: Wie stellen Sie sich Ihr Leben dort vor?

Taylor: Die Experten sagen: Bingo spielen, kleine Bastelarbeiten machen, Lieder singen – das ist es, was Richard glücklich machen wird. Statt einem zu helfen, noch das Beste aus dem eigenen Leben herauszuholen. Aber dafür müssten sie einen kennen. Menschen mit Demenz haben ja noch enorme Ressourcen, wenn man sie anregt: Es gibt phantastische Alzheimer-Chöre und Rhythmusgruppen. Die einen lernen „Bam, bam, bam“, die anderen „Babam, babam“, und sie haben einen Riesenspaß ...

SPIEGEL: Wäre das was für Sie?

# ReporterFORUM

[www.reporter-forum.de](http://www.reporter-forum.de)

Taylor: Okay. Heute kann ich mir das schwer vorstellen. Heute höre ich Mozart, ab und zu spiele ich noch auf meinem Banjo. Aber wenn die Alternative wäre, in meinem Rollstuhl vor dem Fernseher geparkt zu werden? Das ist doch das Problem: Wir brauchen Leute, die unsere Kreativität fördern. Aber was wir kriegen, sind Reinigungsfachkräfte.

SPIEGEL: Wie geht es Ihnen bei der Vorstellung, dass man Sie eines Tages womöglich ans Bett fesseln und alleinlassen wird?

Taylor: Es macht mir eine Scheißangst. Aber vielleicht werde ich als derjenige, der ich dann sein werde, diese Angst nicht mehr haben?

Linda Taylor sagt hallo. Sie stellt etwas zum Essen hin, bevor sie zum Dienst geht. Sie sagt, sie habe Angst, Richard werde bald gar nicht mehr allein fliegen können, selbst wenn man ihn bis zum Gate bringe. Dann werde er auch nicht mehr zu Vorträgen reisen können. Die Auftritte, hatte Taylor gesagt, seien die Quelle seines Lebensmuts. Sie knüpfen da an, wo an der Uni Schluss war.

SPIEGEL: Was ist an der Uni passiert, als bekannt wurde, dass Sie Demenz haben?

Taylor: Ich habe es ein paar Jahre geheim gehalten. Ich habe zwei Studenten gebeten, ein Kärtchen hochzuheben, wenn ich abschweife. Ich hatte ihnen erklärt, es sei ein Experiment. Aber dann hatte ich solche Schwierigkeiten mit dem komplizierten Punktesystem. Ich habe alle Noten durcheinandergebracht. Irgendwann habe ich entschieden, es wäre besser aufzuhören. Ich habe den Dekanen gesagt ...

Linda: Sie haben dich dazu gezwungen.

Taylor: Was sagst du?

Linda: Du wolltest, dass sie dir eine Hilfskraft geben. Aber das wollten sie nicht. Deshalb musstest du gehen.

Taylor: O Gott. Ich glaube, du hast recht. Ich habe die Geschichte lange Zeit anders erzählt. Aber du hast recht, verdammt. So sind sie mit mir umgesprungen. Sie haben mich gefeuert. Oh, verdammt!

SPIEGEL: Sie hatten nicht damit gerechnet?

Taylor: Ich war ein hervorragender Lehrer. Ich war gerade zum zweiten Mal zum Lehrer des Jahres gewählt worden. Aber das bedeutete plötzlich nichts mehr. Bumm! Das war's. Kein Geld mehr, kein Unterrichten. Kein Job. Einfach so.

SPIEGEL: Das verletzt Sie bis heute.

Taylor: Ach, ich habe jetzt einen neuen Lebenssinn gefunden: Alzheimer. Ich habe 13 000 Leute auf meinem E-Mail-Verteiler. Sie schreiben mir von überall her.

SPIEGEL: Wofür setzen Sie sich ein?

Taylor: Ich stelle simple Fragen. Warum zum Beispiel gibt meine Regierung doppelt so viel für die Aidsforschung aus wie für Alzheimer? Weil die Aidskranken irgendwann auf den Tisch gestiegen sind und Rabatz gemacht haben. Das sollten alle mit Demenz auch tun.

SPIEGEL: Sie wären ohne Alzheimer nicht so prominent geworden.

Taylor: Stimmt. Ich bin eine der frühen Stimmen der Bewegung geworden. So gesehen hat das Ganze auch Vorteile. Trotzdem würde ich lieber ohne Alzheimer leben. Jedes Mal, wenn ich ein Wort nicht finde, habe ich wahnsinnige Angst. Was werde ich fühlen, wenn ich keine Worte mehr habe? Manchmal, vor allem wenn ich müde bin, klingen meine Sätze für mich, als würde ich im Dunkeln würfeln. Ich weiß, ich habe gewürfelt, ich höre es auf dem Tisch klacken, aber ich weiß nicht, was ich gewürfelt habe, weil ich im Dunkeln stehe.

SPIEGEL: Werden Sie sich morgen an unser Gespräch erinnern?

Taylor: An nichts Spezielles. Ich werde wissen, dass wir geredet haben.

SPIEGEL: Alles Gute, Richard. Dr. Taylor, wir danken Ihnen für dieses Gespräch.

*Der an Alzheimer erkrankte Psychologieprofessor Richard Taylor über seinen langen Weg ins Vergessen*

## „Für meine Eltern ist das brutal. Sie schämen sich für ihr Kind“

*Er kickte überirdisch, ist Weltmeister, Weltfußballer, Rekordnationalspieler. Lothar Matthäus könnte eigentlich eine Lichtgestalt sein, einer wie Max Schmeling oder Franz Beckenbauer. Aber das ist er nicht. Wie geht es einem, über den sich die Nation nur noch amüsiert? Arno Luik im Gespräch mit Lothar Matthäus*

Arno Luik, Stern, 19.08.2010

?: Herr Matthäus, was sind Sie bloß für einer?

!: Was ist denn das für eine Frage?

Das müssen andere beurteilen.

?: Das machen die ja und sagen: Lothar Matthäus ist eine Witzfigur, ein tragischer, ein erledigter Fall.

!: Die Leute sagen das, weil sie mich nicht kennen. Aber sie täuschen sich. Sie glauben den Schlagzeilen, und sie sehen zurzeit leider sehr viele Matthäus-Schlagzeilen.

?: Zum Beispiel: "Lothar, das Seitensprungbrett" oder ein bisschen weniger böse: "Irrwege eines Idols" oder etwas zynischer: "Betrügst du mich mit einem Jüngeren?"

!: Das ist doch alles billig. Mein Leben ist anders, als es scheint. Ich sehe das Leben wie ein Fußballspiel. Es gibt nicht nur Siege. In einer richtigen Biografie gibt es auch Niederlagen. Und gerade habe ich eine Niederlage kassiert. Aber mich haben Niederlagen immer gestärkt, mich motiviert, neu und besser anzugreifen.

?: Sie wurden gerade von Ihrer Frau ...

!: Meiner Noch-Frau.

# ReporterFORUM

[www.reporter-forum.de](http://www.reporter-forum.de)

?:... Liliana vom Platz gegrätscht. Man sieht Ihre Frau auf einem Boot vor Sardinien

...

!:... mit einem anderen Mann fremdknutschen.

?:Sie bieten großes Theater. Man weiß nur nicht: Ist es Kasperletheater oder ein Trauerspiel.

!:Weder noch. Ich habe ein Spiel verloren. Das war ein Foul hinter dem Rücken des Schiedsrichters. Rote Karte.

?:Aber Sie tragen noch den Ehering.

!:Nein, das ist ein anderer. Den Ehering habe ich schon vor ein paar Tagen vom Finger gezogen, als mir klar war, wie Liliana mich betrogen hat. Manchmal schaut man dann schon in den Spiegel und denkt: Was ist das für eine Welt? Was für eine schmutzige Welt! Da spricht man von Liebe, Treue, Sehnsucht, macht Pläne, will in Paris eine Wohnung einrichten - und dann ist das alles plötzlich bloß noch ein Traum, der platzt. Meine Noch- Frau lässt sich auf einem Boot von einem andern Mann küssen, sie lässt sich dabei fotografieren. Und dann sagt sie zu mir: "Ich hab gedacht, mich erkennt keiner."

?:Herr Matthäus, Sie ...

!:Im letzten halben Jahr habe ich gemerkt, dass Liliana mich wohl nicht aus Liebe heraus geheiratet hat. War es Berechnung? Darüber will ich nicht nachdenken, bringt ja nichts. Sie will als Modell Karriere machen, und ich habe ihr Türen aufgemacht, man kannte sie ja nicht. Meine Frauen hatten - was mir gar nicht wichtig ist - diese Lust auf den roten Teppich, diesen Drang zur Glitzerwelt, eine riesige Sehnsucht nach Glamour.

?:Wie erklären Sie sich das?

!:Ich weiß es nicht. Ich bin da auch ein bisschen ratlos. Ich sag nur, wie es ist.

?:Vielleicht ist es ja so: Sie fallen immer auf den gleichen Typ Frau herein.

!:Nein.



# ReporterFORUM

[www.reporter-forum.de](http://www.reporter-forum.de)

?:Gangster wie Al Capone imitierten in ihrem Leben Hollywoodfilme, sie wollten so sein wie die Gangster auf der Leinwand. Bei Ihnen habe ich den Verdacht, Sie versuchen das Leben aus der "Bunten" nachzuleben.

!:Und Sie wollen mich in eine Ecke schieben. Mir ist Luxus nicht wichtig. Schauen Sie mich doch an, ist das Luxus? Bluejeans, ein einfaches T-Shirt! Mir sind Partys nicht wichtig. Ich brauch das Klackern der Fotoapparate nicht. Wegen meiner letzten Partnerinnen bin ich in den Schlagzeilen. Sie freuen sich, ihre Namen in der "Bunten" zu sehen, ich bin nicht scharf darauf, Bilder von mir in der Klatschpresse zu finden.

?:Wenn Sie unscheinbarere Frauen lieben würden, würde das seltener passieren.

!:Man kann doch nichts dafür, in wen man sich verliebt. Es ist ein Blick, ein Lächeln. Ich bin eigentlich ein sehr bodenständiger Mensch.

?:Aha.

!:Ja, so ist es. Ich bin sehr gewissenhaft. Auf mich kann man sich verlassen. Ich bin treu.

?:Treu?

!:Ja. Ich bin ein Familienmensch. Ich will mich fallen lassen können. Ich will Geborgenheit. Vertrauen. Ich bin für Ehrlichkeit. Ich glaube, dass ich ein sehr korrekter Mensch bin. Für mich gelten die Werte, die ich in meinem Elternhaus mitbekommen habe: dass man ordentlich arbeitet, verlässlich, diszipliniert ist.

?:Und dann lesen Ihre Eltern in der Zeitung, wie Sie sich mit Ihrer Frau wegen Brustvergrößerungen zoffen, sie hören Ihre Frau im Fernsehen klagen: "Ich habe ihm meine Jungfräulichkeit geschenkt."

!:Hören Sie auf, Lüge.

?:Ihre Eltern müssen lesen, wie Sie sagen:

"Ich habe bei Liliana vieles erlebt, aber weiß Gott keine Jungfräulichkeit." Warum halten Sie nicht einfach den Mund?

!:Ich kann es nicht, weil ich ehrlich sein will. Wenn ich gefragt werde, antworte ich offen und ohne Hintergedanken. Vielleicht ist das mein Problem. Ich weiß ja, dass mein

Leben sehr weit weg ist von meinen Eltern. Das sind einfache, ehrliche Menschen. Für sie ist das alles brutal. Ich weiß, wenn sie einkaufen gehen, dass in ihrem Städtchen dann diese Blicke sind, das Getuschel. Es tut mir so leid für sie, sie schämen sich für ihr Kind, und ich würde mich gerne bei ihnen entschuldigen.

?:Und Sie? Schämen Sie sich auch?

!:Ich ärgere mich. Und es macht mich traurig. Ich versuche, ihnen alles zu erklären, aber das Leben, das ich führe, kann ich meinen Eltern kaum mehr vermitteln.

?:Das verstehe ich.

!:Es ist ein Jetset-Leben, ich sag das ohne Wertung, ohne Stolz.

?:In Herzogenaurach sind Sie aufgewachsen, Sie haben in Italien Fußball gespielt, auch in den USA, Sie haben in Serbien gelebt, kurz in Brasilien und Israel gearbeitet. Wenn man Ihnen sagen würde: "Geh heim!": Wo würden Sie hingehen?

!:Ich hab gerade keine Heimat. Also, hier, Budapest, das ist im Augenblick mein Ruhepol. Hier fühl ich mich sehr wohl. Ich sitze gern dort unten auf dem Fährschiff in der Donau, abends, der Blick auf die Stadt, die Burg, die Matthiaskirche, dieses wunderbare Panorama genieße ich, mir gefallen die Brücken. Morgens jogge ich auf der Margareteninsel, da ist es ruhig, keine Autos, nur das Gekreische der Möwen. Ich kann mich gut in der Stadt bewegen, und ich spüre, wie die Leute mich mögen und auch schätzen, was ich als Trainer ihrer Nationalmannschaft erreicht habe.

?:Der Sie zwei Jahre lang waren.

!:Ja, aber wir haben in der Zeit viel erreicht, wir haben die deutsche Nationalmannschaft geschlagen, und ich habe dort viele junge Spieler rausgebracht. Ich habe ja in vielen Ländern als Trainer gearbeitet, war, was man in Deutschland aber merkwürdigerweise nicht akzeptieren will, erfolgreich.

?:In Deutschland sind Sie ein Aussätziger.

!:Das bin ich nicht. Ich hab zurzeit eine schlechte Presse in Deutschland, mein Image könnte besser sein. Aber wenn ich in München bin, kommen die Menschen freundlich auf mich zu, da fühle ich keine Ablehnung.

# ReporterFORUM

[www.reporter-forum.de](http://www.reporter-forum.de)

?:Doch kein deutscher Verein will mit Ihnen zu tun haben.

!:Sie übertreiben. Es gibt immer wieder Gespräche. Aber ich muss jetzt nicht in Deutschland leben, ich weiß, dass ich im Moment etwas verbrannt bin.

?:Wegen Liliana. Wegen all Ihrer Frauengeschichten.

!:Na gut. Aber ich habe Pläne. Niederlagen, wie gesagt, motivieren mich. Ich werde demnächst nach England umziehen, ich möchte mich dort als Trainer weiterbilden, ich möchte Arsène Wenger aus der Nähe erleben, den Trainer von FC Arsenal schätze ich sehr. Schon als Spieler, das war eine meiner Stärken, konnte ich Spiele lesen, hab erkannt, wo man ansetzen muss, um ein Spiel zu gestalten, es zu drehen. Ich möchte dieses Wissen als Trainer einbringen und weitergeben.

?:Sie sind ein Unerlöster.

!:Warum denn? Weil ich im Augenblick keinen Job habe?

?:Sie möchten schon lange in Deutschland arbeiten, aber O-Ton Matthäus: "Gewollt hab ich schon gemocht, aber gedurft ham sie mich nicht gelassen."

!:Soll ich mir deshalb "Sand in den Kopf stecken"? Darf ich jetzt auch Sie mal attackieren, Herr Luik?

?:Nichts dagegen.

!:Wissen Sie, was mich nervt? Mir werden seit vielen Jahren Sprüche, die ich gemacht habe, gemacht haben soll, die mir unterstellt werden, Sprüche, die ich nicht gemacht habe, aufs Brot geschmiert, und jetzt kommen Sie und machen es schon wieder.

?:Tja, "wir sind eben eine gut intrigierte Truppe".

!:Das sag ich nur mit Matthäus: "Ein Wort gibt das andere - wir haben uns nichts zu sagen." Aber so ist es mit mir: Kein Versprecher wird vergessen oder verziehen. Immer will man was Schlechtes mit mir machen. Haben Sie noch niemals Unsinn geredet?

?:Sie klingen sehr genervt.

# ReporterFORUM

[www.reporter-forum.de](http://www.reporter-forum.de)

!:Ich hab mich irgendwie daran gewöhnt, in einer Schublade zu stecken, obwohl man sich nicht daran gewöhnen kann. Bei mir wird immer das Negative gesucht, ganz unbarmherzig. Nehmen Sie doch mal Franz Beckenbauer, der, ach, nein ...

?:Der hatte auch Affären, Liebschaften, uneheliche Kinder, hat aus Frust die Fans mal mit obszönen Gesten beleidigt. Aber er ist die Lichtgestalt.

!:Ja, ich gönne ihm das, er ist mein Freund. An ihm perlt alles ab, alles wird verziehen und vergessen. Oder nehmen Sie Diego Maradona, wie der sich bei der Weltmeisterschaft in Südafrika aufgeführt hat.

?:Er hat Menschlichkeit in das kalte Fußballgeschäft gebracht.

!:Menschlichkeit nennen Sie das? Das war doch ein Witz. Schauspielerei. Jeder konnte sehen, dass er kein Trainer ist, keiner ist, der Spiele lesen kann, kein Verständnis von Taktik hat. Er hat seine Mannschaft ja so aufgestellt, dass sie verlieren musste. Und seine zwei Uhren. Seine Brillanten. Sein Rosenkranz. Seine Auftritte. Wenn ich mich so benommen hätte - ich wäre tatsächlich ein erledigter Fall. Er aber wird vergöttert, angehimmelt.

?:Das ist doch tragisch für Sie: Der Ex- Kokser, der Ex-Säufer, der Typ, der mit einem Luftgewehr auf Journalisten geschossen hat, steht als Trainer am Fußballrand, Sie aber sitzen irgendwo weit oben im Stadionrund.

!:Das ist doch keine Tragödie. Duisburg und die 21 Toten, das ist eine Tragödie. Sie wollen mir einreden, ich müsste mit meinem Leben unzufrieden sein. Ich bin es nicht.

?:Sie haben als Raumausstatter angefangen, Sie waren ein Weltstar, und heute sind Sie Deutschlands bekanntester Arbeitsloser.

!:Das ist eine eigentümliche Zusammenfassung meines Lebens.

?:Okay, ich muss tief Luft holen: Sie haben überirdisch gekickt, Sie waren Weltmeister, Rekordnationalspieler, Weltfußballer, Weltsportler des Jahres, deutscher und italienischer Fußballmeister und ...

!:... noch einiges mehr, ich weiß. Aber das ist Vergangenheit. Auf den Auszeichnungen und dem Ruhm kann man nicht ausruhen, das Leben geht weiter.

# ReporterFORUM

[www.reporter-forum.de](http://www.reporter-forum.de)

?:Es gibt zwei Ex-Stars, um die man sich Sorgen macht: Boris Becker, dem jenseits vom Tennisplatz nichts gelingt, der mit peinlichen Frauengeschichten in die Schlagzeilen kommt, beruflich nur Flops landet, und da sind Sie, der ...

!:Was: der?

?:Sagen wir es mal so: Der abseits vom Rasen Schwierigkeiten mit dem Leben hat.

!:So sehen Sie das? Aber das ist nicht die Wahrheit. Das Leben auf dem Fußballfeld ist einfach. Da gibt es Regeln, die werden nicht eingehalten, es wird gefoult, getrickt, der Schiedsrichter pfeift, und letztendlich wissen alle, wie sie sich zu verhalten haben. Das Leben draußen ist komplizierter, undurchsichtiger, wie ein Dschungel.

?:Es ist Kampf?

!:Ja, klar. Wie im Straßenverkehr, wo man versucht, die richtige Lücke zu finden, um schneller voranzukommen. Aber machen Sie sich um mich mal keine Sorgen. Das Leben läuft nicht immer gerade nach oben, das habe ich im Fußball gelernt. Es gibt immer Abstürze. Der Preis für ein Fußballerleben ist hoch. 22 Jahre hatte ich einen aufregenden Job, 20 Jahre lang spielte ich für die Nationalmannschaft.

?:Das ist vorbei.

!:Ja, das sag ich doch. Aus ist es mit dem Jubel, dem Überschwang, dem Beifall. Der Fußball hat mir viel gegeben. Aber das Brutale in dem Geschäft ist, und das muss jeder erst mal mental für sich verarbeiten: Auf einmal ist alles vorbei. Du bist, wenn du die Kickschuhe an den Nagel hängst, noch relativ jung, bist so um die 35 oder 40, stehst voll im Saft, bist in der Mitte des Lebens, und das Leben ist noch lang. Du willst etwas Sinnvolles machen, dich nicht in der Leere verlieren. Aber für das Spiel hast du deine Ausbildung vernachlässigt, ich kann nicht mehr zurück in meinen alten Job, ich muss also von null anfangen, etwas Neues finden. Das ist schwer.

?:Das Neue ist für Sie das Alte: Fußball.

!:Korrekt. Weil ich viel Erfahrung habe. Weil ich weiß, dass ich diesem Sport etwas geben kann, ich kann mit jungen Leuten gut arbeiten.

?:Da gibt es nur ein großes Problem: Niemand will Sie.

# ReporterFORUM

[www.reporter-forum.de](http://www.reporter-forum.de)

!:Unsinn. Wahr ist, dass man als Trainer immer Phasen ohne Arbeit hat, und in den letzten 14 Monaten hatte ich keinen Job, auch weil ich auf mein Privatleben Rücksicht genommen habe. Und dass ich in Kamerun ...

?:Kamerun!

!:Was haben Sie denn dagegen? So eine Aufgabe reizt mich - ein anderer Kontinent, ein neues Land, Herausforderungen, ich bin offen, ich will lernen. Dass mein Job in Kamerun geplatzt ist, verdanke ich vermutlich meiner Noch-Frau und ihren Abenteuern, ihrem Fremdgehen. Die Frau des Staatspräsidenten, der mich unbedingt engagieren wollte, fand das alles nicht gut - die Tratschereien wegen der jungen Dame haben mich einen Job gekostet.

?:Ich muss immer lachen, wenn ich die Münteferings, die Fischers sehe, alte Männer mit jungen Frauen - und jeder weiß, dass jeder denkt: Geld und Macht kaufen Schönheit und Jugendlichkeit. Und jeder weiß, dass diese Alten in der Angst leben, bald zu alt für ihre jungen Frauen zu sein.

!:Hören Sie mal, so alt bin ich ja noch nicht, und optisch, würde ich mal sagen, komme ich nicht wie ein 49-Jähriger daher. Ich fühl mich jünger. Aber klar, mich irritierte es auch, wenn ich den alten, kleinen Bernie Ecclestone mit seiner jungen, großen Frau sah.

?:Sie sind fast 27 Jahre älter als Ihre Frau.

!:Ja, ich könnte ihr Vater sein. Ich habe ja Kinder in ihrem Alter, aber ich empfand den Altersunterschied nicht als störend. Wir haben uns Zeit gelassen, uns langsam kennengelernt, wir hatten gute Gespräche, sie schien sehr reif zu sein.

?:Ja?

!:Ja. Zu spät merkte ich, was ihr wirklich wichtig ist: die Glitzerwelt. Partys, schöne Schuhe, Shopping, Nightlife.

?:Der Verdacht kam Ihnen vorher nie? Was für ein merkwürdiges Leben Sie doch führen.

!:Das ist doch nicht mein Leben. Das ist ihr Leben!

# ReporterFORUM

[www.reporter-forum.de](http://www.reporter-forum.de)

?:Einen Auftritt von Ihnen und Ihrer Frau bei einem Spiel der Nationalmannschaft hat die "Zeit" so beschrieben: "Lothar und die Dings. Liliana. Er hat das schwarze Haar getränkt mit Gel. Sie im Pelz, heute mal blond und eine High-Heels-Etage höher als er. Wie das Königspaar eines Karpatenstaates schreiten sie durch das Fußballvolk."

!:Das ist Häme pur. Sie erreicht mich nicht. Das ist dieser typisch deutsche Sarkasmus, der mir das Leben in Deutschland so schwer macht. Man darf keine Ecken haben. Die wollen alle, dass man bieder und stromlinienförmig ist.

?:Oder einfach: dass man nicht peinlich ist.

!:Was ist denn peinlich, wenn eine Frau High Heels trägt? Und sie dann 15 Zentimeter größer ist als ich? Mein Selbstbewusstsein hält diesen Höhenunterschied gut aus. Stöckelschuhe machen die Beine länger, attraktiver. Und ich mag Schönheit. Ich war immer stolz auf meine Frau, wenn Männer ihr nachgeguckt haben. Aber gut, das ist vorbei. Was ich jetzt will, ist, dass man Privates vom Beruflichen trennt, mir da Gerechtigkeit zukommen lässt.

?:Was heißt denn das?

!:Ich möchte gern als Fußballtrainer arbeiten, in Ruhe zeigen, was ich kann.

?:Die Erlösung für Sie wäre, wenn nun das Telefon klingelte und Uli Hoeneß wäre dran und sagte: "Komm, Lothar, komm zu uns zum FC Bayern, wir brauchen dich!"

!:Das wird nicht passieren, ich bin Realist, und es wäre auch nicht die Erlösung. Ich brauch keine Erlösung. Ich bin mit meinem Leben nicht unzufrieden. Ich hab viel erreicht. Ich bin gesund, ich kann mich, obwohl ich zwölf Operationen hatte, ohne Schmerzen bewegen, kann Ski fahren, Tennis spielen. Gut, ab und zu gibt es einen seelischen Tiefschlag. Ich kann nicht sagen, dass ich im Moment mein Leben genieße, aber der Schmerz wird vergehen. Sie müssen sich Lothar Matthäus als einen optimistischen Menschen vorstellen. Ich verliere mich nicht in Grübeleien.

?:Sie verdanken dem Ball alles.

!:Manchmal, ganz selten, denke ich, vielleicht wäre ich ohne den Ball glücklicher. Ich hatte ja einen interessanten Job als Innenarchitekt.

# ReporterFORUM

[www.reporter-forum.de](http://www.reporter-forum.de)

?:Als Raumausstatter.

!:Es ging Richtung Innenarchitekt, mich hat es sehr interessiert, Ideen aufs Blatt zu bringen und in die Realität umzusetzen. Ich denke, auch ohne Ball wäre aus mir etwas geworden. Ich war immer ehrgeizig, ich wollte immer mehr aus mir herausholen. Aber der Ball war meine Leidenschaft.

?:Der Ball, hat Diego Maradona mal gesagt, ist für ihn "Mutter und Geliebte zugleich".

!:Das ist eine schöne Beschreibung. Wenn ich das aber so sagen würde, hieße es sofort: Matthäus hat eine perverse Beziehung zum Ball. Mich hat der Ball immer fasziniert, ich war erstaunt, wie ich ihn steuern konnte. Der Ball hat mich aus Herzogenaurach herausgeführt. Er hat mich emanzipiert. Befreit. Aber auch gefangen. Ein Leben jenseits der Schlagzeilen stelle ich mir schön vor, nur: Es ist nicht mehr möglich. Ich habe einen Namen und ein Gesicht, und die Boulevardpresse weiß, dass sie mit mir Auflage machen kann.

?:Bei Ihnen hat man den Eindruck, dass Sie noch im Vollrausch die Nummern von "Bild" und "Bunte" im Kopf haben, um über Ihr Privatleben zu informieren.

!:Lieber Herr Luik, herzlichen Dank für Ihre Vorurteile. Mir wird immer eine Nähe zu diesen Blättern unterstellt, die ich nie hatte. Sie unterstellen mir, dass ich viele Fehler gemacht habe. Ja, mein Gott, das stimmt! Sie nicht, haben Sie denn nie Fehler gemacht? Ich kann manche Dinge nicht mehr zurückholen. Aber ich akzeptiere auch, wie ich bin.

?:Sie wirken getrieben.

!:Wie bitte?

?:Es war schwierig, Sie zu treffen. Sie sind ständig unterwegs, ruhe-, rastlos.

!:So ist es nicht. Ich war 22 Jahre lang Profifußballer, in mir ist wohl noch dieser Rhythmus, dass man ständig woanders ist. Es stimmt, ich hab nicht die Ruhe, dicke Bücher zu lesen. Ruhe finde ich eher beim Autofahren. Ich fahre gern nachts, weil dann keine Sonntagsfahrer stören. Ich fahre gern schnell, höre leise, leichte Musik, konzentriere mich aufs Auto, fahre von hier nach München, 700 Kilometer, ich mag das, ich fahre nach Monte Carlo, vier, fünf, sechs Stunden - nachts, das Geräusch des



# ReporterFORUM

[www.reporter-forum.de](http://www.reporter-forum.de)

Motors, der dunkle Himmel, der Asphalt. Wunderbar beruhigend, optimal zum Nachdenken.

?:Und was kommt dabei heraus?

!:Das muss nichts Besonderes sein. Gedankensplitter. Dass ich nicht mit Misstrauen und Angst durchs Leben gehen möchte, dass ich offen bleiben möchte - obwohl ich so häufig eins ins Gesicht bekommen habe. Und dass ich immer noch auf die große Liebe hoffe, auf die Frau treffe, mit der ich bis zum Tode zusammenbleiben kann.

?:Und Ihre fünfte Frau? Darf die nun älter als 25 sein?

!:Auf eine so junge Frau wie Liliana falle ich nicht mehr herein.

## „Verräter töten wir“

*Er war der gefährlichste Terrorist der Welt. Über 20 Jahre lang zog Ilich Ramírez Sánchez, genannt „Carlos“, mordend und Bomben legend durch die Welt. Die westlichen Geheimdienste jagten, die östlichen protegierten ihn. Seit 1994 sitzt er in einem französischen Hochsicherheitsgefängnis. Nun gibt es einen Spielfilm über sein Leben. Carlos hat aus seiner Zelle dagegen geklagt. Der „stern“ wollte wissen, warum. So entwickelte sich ein Gespräch über Massenmord, das Gewissen, den Holocaust und die Revolution.*

Stephan Maus, Stern, 12.08.2010

Dies ist ein Interview mit einem Massenmörder. Ilich Ramírez Sánchez, genannt „Carlos, der Schakal“, war bis zu seiner Festnahme 1994 der meistgesuchte Terrorist der Welt. Zur legendären Figur wurde Carlos durch die spektakuläre Opec-Geiselnahme im Jahr 1975. Damals nahm ein Terrorkommando im Wiener Hauptquartier des Ölkartells rund 60 Personen gefangen, darunter elf Ölminister. Die Liste der Anschläge, die Carlos zugeordnet werden, ist lang. Wie viele Menschen genau er umgebracht hat, lässt sich kaum ermitteln, zu undurchsichtig sind seine Verflechtungen mit internationalen Terrornetzwerken. Carlos selbst beziffert im Interview die Opfer seiner Kommandos auf 1500.

Es ist nicht einfach, mit ihm ins Gespräch zu kommen. Er sitzt in einem Hochsicherheitsgefängnis im französischen Poissy. Natürlich darf er keine Interviews führen. So müssen die genauen Umstände dieses Gespräches im Dunkeln bleiben. Ist der Kontakt erst einmal hergestellt, verläuft das Gespräch selbst unter erschwerenden Bedingungen. Carlos spricht ein hastiges Französisch mit starkem Akzent. Und über jede Frage wacht sein strenger Rechtsbeistand, der immer wieder damit droht, das Interview abubrechen.

Ein Interview mit einem Massenmörder und Hetzer wie ihm ist eine Zumutung, aber es ist auch ein Zeitdokument. Noch nie gab es Gelegenheit, einen so direkten Eindruck

von der Psyche und der Gedankenwelt des ersten global operierenden Terroristen zu bekommen. Sind Carlos' Gedanken ansteckend? Verbreitet man mit dem Abdruck dieses Gesprächs einen Terrorvirus? Wohl kaum. Sichtbar wird vielmehr, was aus einem Mann wird, der seine Ideen und Ideologien höher schätzt als Menschenleben.

Der französische Regisseur Olivier Assayas hat nun ein Meisterwerk über das Leben des Topterroristen gedreht. Sein dokumentarischer Spielfilm „Carlos, der Schakal“ (deutscher Kinostart: 4. November) war das Ereignis der Filmfestspiele in Cannes. Einer teilt die Begeisterung nicht: der Porträtierte selbst. Carlos versuchte, aus dem Gefängnis heraus gerichtlich gegen den Film vorzugehen – vergebens.

?Herr Ramírez Sánchez, was werfen Sie dem Regisseur Olivier Assayas vor?

!Hören Sie, man gibt nicht vor, einen biografischen Film gemacht zu haben, wenn alles falsch ist. Assayas ist nicht der Einzige, der einen Film über mich gemacht hat. Und er ist auch nicht der Einzige, der gegen mich ist. Aber das ist hier nicht das Problem. Es gibt historische Fakten, von Hunderten von Zeugen belegt, die absichtlich verfälscht wurden.

?Was ist der größte historische Fehler in diesem Film?

!Alles, was von der Geiselnahme der Opec in Wien gezeigt wird, ist das Gegenteil von dem, was in Wirklichkeit passiert ist.

?Werden Sie doch mal konkret.

!Die Art und Weise, wie wir die Geiseln genommen haben. Wir haben nicht wahllos herumgeballert. Schließlich hatten wir viele Freunde unter den Geiseln. Wir hatten kein Interesse daran, dass es Tote gibt.

?Erkennen Sie sich in der außergewöhnlichen Schauspielleistung Ihres Landsmannes Edgar Ramírez wieder?

!Wirklich in nichts. Der Bursche wird noch Probleme bekommen.

?Warum?

!Er hat vulgäre Sachen gemacht. Das sieht man sehr ungern bei uns.

?Warum vulgär?

# ReporterFORUM

[www.reporter-forum.de](http://www.reporter-forum.de)

!Seinen Schwanz zu zeigen. Seinen nackten Arsch. Für nichts und wieder nichts.  
Nicht notwendig, so etwas.

?Aber Ramírez ist Schauspieler. Das gehört zu seinem Job.

!Ach was. So etwas ist nicht notwendig. In meinem Land, bei uns jedenfalls, ist so etwas ehrenrührig. Das wird ihm nicht guttun im Leben. Das sieht man nur ungern bei uns.

?Gibt es irgendetwas, das Ihnen gefallen hat in diesem Film?

!Es gibt eine zärtliche Szene zwischen mir und meiner Tochter, die ich mit Magdalena Kopp habe. Aber sogar ihre Augenfarbe ist falsch in diesem Film.

?Sie selbst betrachten sich ja als professionellen Revolutionär im Dienste Palästinas...

!Aber ja! Wie Lenin. Wie Stalin. Wie Trotzki. Das sind professionelle Revolutionäre.

?Nun war es allerdings niemals das palästinensische Volk, das Ihre Operationen in Auftrag gegeben hat, sondern Geheimdienste.

!Welche Geheimdienste denn? Sagen Sie mir eine Operation, die von einem Geheimdienst befehligt wurde.

?Zum Beispiel das Attentat gegen „Radio Free Europe“ 1981 in München im Auftrag der rumänischen Securitate.

!Ja. Da wird immer behauptet, Ceaușescu habe uns eine Million Dollar gezahlt, keine Ahnung. Dabei haben wir keinen Cent von Ceaușescu bekommen. Warum sollten wir ihn um Kohle bitten? Wir baten Libyen um Geld. Wir baten den Irak um Geld. Wir baten Saudi-Arabien um Geld. Wir baten Kuwait um Geld. Weil sie Geld haben. Nicht um einen Pfennig hätten wir Rumänien gebeten. Das ist doch absurd. Die haben doch gar kein Geld. Warum also fragen? Und was soll „Radio Free Europe“ mit Rumänien zu tun haben? Wir haben die tschechische Abteilung von „Radio Free Europe“ angegriffen. Was hat das bitte mit Rumänien zu tun? Das ist alles Propaganda. Davon abgesehen: Ceaușescu mochte ich gern. Guter Typ. War immer sehr korrekt mit uns. Aber das tut nichts zur Sache.

?Assayas zeigt Sie anfangs als halbwegs ehrbaren Revolutionär...

!Hören Sie, ich war immer zuallererst ein Kommandant. Ich war immer verantwortlich. Das darf man nicht vergessen. Es ist ja nicht ehrenrührig, Soldat zu sein. Im Gegenteil. Nehmen wir zum Beispiel Wadi Haddad.

?Der ehemalige Chef der Volksfront zur Befreiung Palästinas, der PFLP.

!Ein ungeheuer freundlicher Mann. Und Assayas zeigt Wadi Haddad als vulgären Typen. Bedrohlich. Der dauernd Befehle erteilt. Sowieso: Alle in diesem Film erteilen ständig irgendwelche Befehle. So ist das nie gewesen. In keiner unserer Organisationen. Vielleicht bei der Mafia, keine Ahnung. Ich kenne diese Leute nicht. Aber bei uns nicht.

?Noch einmal: Assayas zeigt Ihr Leben als Drama eines Revolutionärs, der seine Ideen verkauft und zum Söldner wird.

!Söldner in wessen Diensten? Um als Söldner bezeichnet werden zu können, müssen Sie für Ihre Arbeit bezahlt werden. Für Mordaufträge, solche Sachen. Aber wer soll uns denn bezahlt haben? Wir waren es, die alle Welt haben zahlen lassen. Als wir mit der Maschine voller Opec-Geiseln in Algier gelandet sind, hat Frankreich fünf Millionen gezahlt. Und fünf Millionen haben wir von Deutschland erhalten. Cash. Von Westdeutschland wohl gemerkt. Sind wir also Söldner in Deutschlands Diensten, weil sie gezahlt haben? Die ganze Welt hat Geld gezahlt. Weil die ganze Welt zahlen musste.

?Dann war Carlos also niemals Söldner.

!Wenn ich ein Söldner gewesen wäre, hätte ich mich doch als Erstes den USA als Liebchen angedient. Die CIA hat versucht, mich zu rekrutieren. Sogar im Gefängnis. Der Chef des algerischen Nachrichtendienstes, Smain Lamari, wollte mich im Gefängnis La Santé besuchen. Den haben mir die Amerikaner geschickt.

?Kennen Sie die genaue Zahl der Menschen, die Sie im Laufe Ihres Lebens getötet haben?

!Das ist schwierig zu beurteilen im Kampf. Weniger als hundert Personen. Nicht mal hundert.

?Hundert Menschen?

# ReporterFORUM

[www.reporter-forum.de](http://www.reporter-forum.de)

!Ja, ja. Weniger als hundert.

?Wie rechtfertigen Sie all die unschuldigen Opfer?

!Oh, wir haben keine Unschuldigen getötet. Ich habe keine Unschuldigen getötet. Gut, vielleicht ein paar. Gut. Ja. Möglich. Aber wenn man tötet, ist es normalerweise Mann gegen Mann. Da sind unschuldige Opfer eher selten. Gut, was dann unter meinem Kommando passierte, das ist eine andere Sache. Bei Operationen unter meinem Kommando gab es unschuldige Opfer. Ich habe sie nicht persönlich getötet. Ich habe sie im Gefängnis gezählt. Vielleicht nicht mal zehn Prozent unschuldige Opfer. Auf über 1500 Opfer. Das ist nicht besonders viel.

?Bedauern Sie es, Unschuldige getötet zu haben?

!Aber ich habe keine Unschuldigen getötet, bester Freund. Natürlich ist der Tod eines Unschuldigen bedauerlich. Aber Sie fallen auf die Feindpropaganda herein. Jedes Mal wenn Deutschland in Afghanistan interveniert und einen afghanischen Widerstandskämpfer tötet, töten sie 50 Unschuldige.

?Also kein Bedauern.

!Gut. Ich erinnere mich an ein kleines Kind bei einer Attacke. Ich erinnere mich. Eine Attacke, die ich selbst angeführt habe. Ich war der Erste, der angriff. Wie immer. Und bei dieser Attacke gab es ein kleines Kind, das sich hinter einer Tür versteckt hatte. Das hatten wir nicht gesehen. Ich war es, der es verletzt hat. Daran kann ich mich erinnern. Gut, es ist nicht gestorben. Gott sei Dank. Ich erinnere mich an dieses kleine Kind. Ganz klein, ganz niedlich. Es weinte. Das habe ich verletzt. Das war ein unschuldiges Opfer. Das hatte mit der ganzen Sache nichts zu tun. Gut.

?Gab es in Ihrem Leben einen Moment, wo Ihnen ein Menschen-leben wertvoller erschien als die abstrakte Idee von der Revolution?

!Die Revolution ist sehr konkret. Das ist nichts Abstraktes. Die Revolution ist eine Veränderung sozialer Strukturen, die den Arbeiter ausbeuten. Die Menschen leiden. Ich komme aus einem Land der Dritten Welt. Venezuela ist eines der reichsten Länder der Welt. Trotzdem gibt es Elend. Aber verglichen mit anderen Ländern Lateinamerikas ist das nichts. Gehen Sie nach Kolumbien, gehen Sie woandershin: Die Menschen leben in

schrecklichem Elend. Sie haben nichts zu essen, sind krank, die Kinder sterben. Ein einziges Elend. Dagegen wendet sich die Revolution. Dagegen begehren wir auf. Ich bin kein europäischer Linksradikaler. Ich bin ein venezolanischer Kommunist.

?Das klingt stolz. Auf was sind Sie besonders stolz in Ihrem Leben?

!Ich bin stolz, im Januar 1964 als Mitglied der kommunistischen Jugend Venezuelas angefangen zu haben. Und stolz darauf, dass ich sofort in den Führungskader aufgenommen wurde. Nach nur wenigen Monaten. Offenbar hatte ich Führungsqualitäten. Das ist alles.

?Und was ist der größte Fehler, den Sie in Ihrem Leben begangen haben?

!Nichts Besonderes. Aber ich habe einen Fehler. Aufgrund meiner Klassenzugehörigkeit. Meine Mutter und mein Vater waren keine Proletarier.

?Ihr Vater war marxistischer Anwalt.

!Aufgrund dieser Klassenzugehörigkeit war ich zu tolerant. Viel zu tolerant. Eine Konditionierung durch meine soziale Klasse. Wäre ich Proletarier gewesen, wäre ich im Kampf härter gewesen. Im Kampf war ich oft zu tolerant. Und manchmal darf man nicht tolerant sein mit Dreckskerlen. Das ist alles. Das ist mein größter Fehler.

?Was ist für Sie der größte Unsinn im Mythos von Carlos, dem Schakal?

!Schwer zu sagen. Aber gut. Der Vorwurf des Söldnertums. Die Agentenfrage. Agent hier, Agent da. Hören Sie, wäre ich ein Agent, wäre es endlich einmal an der Zeit, dass die Staaten, für die ich arbeite, mir das Geld geben würden. Meine Verteidigung ist ruiniert. Isabelle Coutant-Peyre, eine brillante Anwältin, ist verschuldet. Man hat sogar ihr Konto gesperrt. Sie ist ruiniert. Selbst aus Venezuela kommt kein Geld mehr. Hugo Chávez macht sehr viel für mich. Aber diese ganze korrupte, korrupte Bürokratie! Ja, natürlich hat Hugo Chávez Revolutionäre bei sich. Aber die Bürokraten, diese Dreckskerle, betreiben Sabotage, um mich daran zu hindern, mein Recht zu bekommen.

?Sie waren eine Art Salonterrorist: Luxushotels, Bars, Champagner, Zigarren, gepflegte Kleidung.

# ReporterFORUM

[www.reporter-forum.de](http://www.reporter-forum.de)

!Hören Sie, die Zigarren kommen aus meiner Heimat. Es sind die Indianer, die Zigarren rauchen. Und ich habe vor 41 Jahren angefangen, Zigarren zu rauchen. Da war ich junger Student in Moskau.

?Und all die Luxushotels?

!Wie, Luxushotels?

?Sie haben den Luxus doch immer sehr genossen.

!Hören Sie. Ich bin Diplomat. Seit 20 Jahren. Diplomat. Empfangen und bewaffnet, mit bewaffneten Männern an meiner Seite. Mit großen Koffern, mit Waffen, mit Geld. Wo soll ich denn da unterkommen? Na? Wo soll ich da hingehen? Wenn mich der Botschafter empfängt? Die warteten doch alle auf mich. So muss man die Frage doch stellen. Diese Botschafter warteten doch, dass ich sie empfang.

?Also waren Sie kein Salonterrorist?

!Aber ich bin doch kein Terrorist! Ich habe mein ganzes Leben lang gekämpft. Ich habe gegen die Terroristen gekämpft. Die Terroristen sind diejenigen, die das Blut der Armen trinken. Voilà. Wer sind denn die Terroristen? Es ist das amerikanische Imperium, das die größten Terroristen der Geschichte stellt. Die Zionisten.

?Einige Ihrer ehemaligen Kameraden haben der Gewalt abgeschworen: Hans-Joachim Klein hat sich vom Terror losgesagt. Und Ihre deutsche Ehefrau Magdalena Kopp hat mit Ihrer gemeinsamen Tochter ihren Unterschlupf in Venezuela verlassen, sich den deutschen Behörden gestellt und mit ihnen zusammengearbeitet. Verstehen Sie das, oder sind das für Sie Verräter?

!Ich werde Ihnen etwas sagen: Die arme Magdalena wurde in Venezuela von einem Mossad-Typen bedroht. Anstatt unsere Kameraden da drüben zu kontaktieren, die meine Familie sehr gut hätten schützen können, auch militärisch schützen können, hat sie es vorgezogen, nach Deutschland zu gehen. Weil man ihr versprochen hat, dass sie dort sicher sein würde. So. Und jetzt ist sie am Ende. Fix und fertig. Von nichts hat sie abgeschworen.

?Und Hans-Joachim Klein?



# ReporterFORUM

[www.reporter-forum.de](http://www.reporter-forum.de)

!War niemals mein Kamerad. Er war Mitglied der deutschen Organisation, die sich Revolutionäre Zellen nannte und inzwischen aufgelöst wurde. Der war mit Daniel Cohn-Bendit unterwegs. Drogen, verstehen Sie. Marihuana, solche Sachen. Klein arbeitete für Cohn-Bendit, diese Leute.

?Hans-Joachim Klein hat immerhin mit Ihnen zusammen die Opec-Minister als Geiseln genommen.

!Also: Es gab da diesen genialen Burschen. Einen echten Märtyrer: Wilfried Böse.

?Der Gründer der Revolutionären Zellen, der 1976 nach der Entführung einer Air-France-Maschine in Entebbe von einer israelischen Spezialeinheit erschossen wurde.

!Für mich einer der größten deutschen Revolutionäre seiner Generation. Wilfried hat Klein für die Opec-Geiselnahme rekrutiert, weil der eine hervorragende Eigenschaft besaß: Klein war ein mutiger Bursche. Er war Eliteschütze. Er war bei der Bundeswehr im Revolverschießen ausgebildet worden. Er schoss im amerikanischen FBI-Stil. Das nutzte er für Attentate und Überfälle, mit denen er seiner Organisation Geld beschaffte. Diesen Burschen nun hatte Böse mitgebracht. Ich habe Klein in London und Paris kennengelernt. Er war sympathisch. Ein bisschen einfältig, nicht sehr gebildet. Er pichelte viel. Aber ein mutiger Bursche. Gut. Jeder kann seine Meinung ändern: Erst ist man für den bewaffneten Kampf, dann sagt man: Ich bin gegen den bewaffneten Kampf. Klein hat zwei Personen bei der Opec-Geiselnahme umgelegt. Er hat einen österreichischen Polizisten umgelegt. Und er hat einen Schuss in den Rücken eines irakischen Leutnants abgegeben, der danach gestorben ist.

?Beides Taten, die Klein bestreiten wird, gemeinhin werden sie Gabriele Kröcher-Tiedemann zugeschrieben. Nach der Opec-Geiselnahme waren Sie internationaler Staatsfeind Nummer eins. Heute hat Osama bin Laden Ihren Platz eingenommen. Was halten Sie von ihm?

!Das ist doch alles Unsinn: Staatsfeind Nummer eins. Das sind doch die Medien. Das ist doch nicht seriös.

?Auf jeden Fall ist Osama bin Laden Ihr Nachfolger im öffentlichen Bewusstsein.

# ReporterFORUM

[www.reporter-forum.de](http://www.reporter-forum.de)

!Osama bin Laden ist ein großer Mann, Monsieur. Ein großer Revolutionär. Ein ehrbarer Mann. Ich bin ein alter Kommunist, eher Stalinist. Bin Laden ist ein Dschihadist. All diese Leute, die sich heutzutage Muslim nennen! Hurensöhne! Zionistenhunde! Die sind alle für den israelischen Staat. Die arbeiten für die Amerikaner. Ein außergewöhnlicher Fall, all diese islamischen Staaten der arabischen Halbinsel! Alles imperialistische Agenten, obwohl sie nicht vom Imperialismus bezahlt werden. Im Gegenteil: Sie sind es, die die Imperialisten bezahlen. Bin Laden kommt aus guter Familie. Eine der reichsten Familien der Welt. Sein Vater, Gott sei seiner Seele gnädig, war der reichste Mann des Landes. Ich erinnere mich gut an Osama bin Laden. Er war 16, 17 Anfang der 70er Jahre. Wer hätte damals gedacht, dass dieser Junge ein großer Kämpfer werden würde. Mit all seinem Reichtum hätte er sein Leben in Saudi-Arabien beenden können, ohne jemals zu arbeiten. Aber er ging in den Untergrund. Sehr schwierig, der Maquis. Er führt das Leben eines Maquisards, eines Untergrundkämpfers aus reiner Überzeugung. Und das muss man respektieren. Selbst die Leute, die nicht mit ihm einverstanden sind, müssen ihn respektieren. Leute wie ihn gibt es nicht viele.

?Sie haben viele fragwürdige Verbündete. So waren Sie zum Beispiel mit dem berüchtigten Schweizer Nazi-Banker François Genoud befreundet. Und den deutschen Neonazi und Rechtsanwalt Horst Mahler hatten Sie sogar kurzzeitig in Ihr Verteidigungsteam berufen. Was verbindet einen Kommunisten mit Alt- und Neonazis?

!François Genoud war niemals mein Verbündeter. François Genoud ist ein Kämpfer für die palästinensische Sache seit 1936.

?Wie kann ein kommunistischer Revolutionär einen Nazi tolerieren?

!Hören Sie, schließlich waren wir es, die den Krieg gewonnen haben! Wir, die Kommunisten! Die Kommunisten sind es, die den Krieg gewonnen haben. Mit der Unterstützung der amerikanischen Arbeiter. Und mit dem Blut der Sowjets. Wir waren es, die den Krieg gewonnen haben. Man kann uns also schwerlich vorwerfen, Nazis zu sein.

?Was also finden Sie an jemandem wie Genoud?

# ReporterFORUM

[www.reporter-forum.de](http://www.reporter-forum.de)

!Dieser Monsieur, François Genoud, war wenigstens kein Verräter. Er war nicht wie all die anderen Scheißkerle in Westdeutschland, die ihre Herkunft verraten haben und dann liberale Demokraten geworden sind und für die Amerikaner gearbeitet haben. Leute wie Genoud muss man respektieren. Genoud liebte den Führer. Gut, Hitler lag ideologisch nicht auf meiner Linie. Aber Hitler war ein ehrbarer Mann. Ehrbar! Er hat sich für eine Sache geopfert, an die er glaubte. Solche Menschen muss man respektieren.

?Ist Ihnen also vermeintliche Loyalität wichtiger als der Inhalt der Ideen, denen man treu ist?

!Natürlich sind die Ideen nicht zweitrangig. Schauen Sie doch nur die Überzeugungen der Kapitalisten an, die alles nur für Geld machen. Das sind Prostituierte. François Genoud war ein Verteidiger der palästinensischen Sache seit 1936. Ich hielt ihn für einen interessanten Burschen. Sehr gut informiert. Als ich diesen Herrn getroffen habe, habe ich auch ehemalige arabische Mitglieder der Waffen-SS kennengelernt. In Bagdad. In den Jahren 1976, 1977. In dem Dreh. Offiziere der Waffen-SS. Araber. Sie haben mir gesagt: „Wir haben Sie ausgewählt, und wir sind bereit, Ihnen Informationen zukommen zu lassen. Wir haben ehemalige Kameraden der Waffen-SS beim LKA.“ Davon gab es viele beim LKA. Heute kann man darüber sprechen, heute sind die alle in Rente oder tot. Es gab also diese ehemaligen Mitglieder der Waffen-SS. Und sie haben uns alle Informationen gegeben. Deswegen haben wir die Stasi immer verachtet. Die Stasi wollte mit ihren lächerlichen Scheißinformationen herumkaspeln. Aber wir, wir hatten die Informationen direkt vom LKA.

?Wo wir gerade so locker über ehemalige Waffen-SS-Kameraden plaudern: Was denken Sie über den Holocaust?

!Welcher Holocaust?

?Leugnen Sie die Existenz des Holocaust?

!Über welchen Holocaust sprechen Sie? Über welchen Holocaust sprechen Sie denn? Erklären Sie mir das doch bitte.

?Über den Holocaust an den Juden.

!Ach, Sie sprechen über das Massaker an den Juden während des Zweiten Weltkriegs?

?Ja.

!Ach so. Wir in Amerika hatten nämlich auch unseren Holocaust. Bei uns haben sie nämlich alle Indianer umgebracht. Ach so. Jetzt verstehe ich. Sie sprechen von der Shoah.

?Ja.

!Das ist ein Grauen.

?Immerhin. Und es stört Sie nicht, dass François Genoud ein überzeugter Nazi war und Horst Mahler ein Neonazi ist, der den Holocaust leugnet?

!Sie leugnen ja nicht die Verfolgung der Juden. Aber die Nürnberger Prozesse waren eine grobe Manipulation der Amerikaner. Diese Prozesse waren reiner Beschiss. Dann gab es diese Geschichte mit den sechs Millionen Toten. Egal, ob es nun sechs Millionen Tote sind oder fünf Millionen Tote oder vier Millionen Tote oder eine Million Tote: Es ist auf jeden Fall ein Grauen. Das ist unverzeihlich. Das ist nicht zu rechtfertigen.

?Wenigstens hier sind wir uns einig.

!Haben Sie sich Ihre Mutter ausgesucht?

?Nein.

!Ich habe mir meine Mutter nicht ausgesucht. Ich liebe sie sehr. Und wenn meine Mutter Jüdin gewesen wäre, wäre ich eben Jude geworden. Kein Problem. Kein Grund, die Menschen zu verfolgen, sie zu deportieren und auszurotten. Aber das ist nicht die Frage. Bei der Zahl von den sechs Millionen Opfern hat man es mit zionistischer Propaganda zu tun. Das ist eine religiöse Frage geworden, wie eine offenbarte Wahrheit. Die Zahl ändert nichts an dem Verbrechen. Aber historische Nachforschungen sind verboten. Die Zionisten sind Aasgeier, die von der Erinnerung an die Leiden der Juden während des Zweiten Weltkrieges leben.

?Was würden Sie machen, wenn Sie morgen befreit würden?

!Ich würde natürlich nach Venezuela gehen. Da sind wir schließlich an der Macht. Die Revolution braucht erfahrene Leute wie mich.

?Würden Sie den bewaffneten Kampf fortführen?

!Hören Sie, ich bin 60 Jahre alt. Das ist doch lächerlich. Es gibt die nächsten Generationen. Ich habe viele Leute ausgebildet. Ich bin stolz darauf, dass die Hälfte aller internationalen Operationen von Menschen ausgeführt wird, die ich trainiert habe. Ich habe sie ausgebildet. Gut so. Ich habe meinen Teil getan. Ich würde auf andere Weise weitermachen in Venezuela. Das wäre dann kein bewaffneter Kampf mehr. Das wäre Verteidigung gegen den bewaffneten Kampf. Gegen terroristische Attentate. Gegen Attacken, die aus dem Westen kommen. Gegen Provokationen aus der Luft, die aus Curaçao oder Kolumbien kommen. Es gibt noch viel zu tun.

?Der venezolanische Präsident Hugo Chávez hat Sie als revolutionären Kämpfer gelobt. Glauben Sie, dass er Sie eines Tages befreien und nach Venezuela zurückholen wird?

!Hören Sie. Ich bin illegal im Gefängnis. Ich werde unrechtmäßig gefangen gehalten. Da ist es nur normal, dass Venezuela meine Befreiung und meine Rückführung verlangt. Schon zwei französische Präsidenten haben Hugo Chávez versichert, dass ich repatriert würde, sobald mein Verfahren beendet ist. Im Dezember 1998 wurde Hugo Chávez zum Präsidenten gewählt. Schon im Januar hat einer meiner Anwälte Hugo Chávez getroffen. Danach hat Chávez Chirac getroffen und mit ihm über meine Freilassung gesprochen. Chirac hat gesagt, ja, kein Problem, sobald sein Verfahren beendet ist, kann er repatriert werden. Das war im Januar 1999. Auch Sarkozy, ein sympathischer, schlagfertiger Typ, unterhält gute Beziehungen zu Chávez. Und Sarkozy sagt das Gleiche.

?Nun warten Sie schon seit 1999. Haben Sie noch Hoffnung?

!Das ist keine Frage der Hoffnung. Das ist eine Frage der Gerechtigkeit. Ich glaube an die Gerechtigkeit. Ich spreche hier nicht von den kleinen Richtern, all den Kokainabhängigen und sexuell Verlotterten. Aber der Großteil der französischen Richter hat ein gutes Niveau. Das sind sehr respektable Damen und Herren. Aber die

# ReporterFORUM

[www.reporter-forum.de](http://www.reporter-forum.de)

Richter, die Karriere machen, machen vor allem Karriere, weil man sie an den Eiern hält.

?Was fehlt Ihnen am meisten im Gefängnis?

!Menschliche Wärme. Und Kinder.

?Terrorist Carlos vermisst Kinder im Gefängnis?

!Ich hatte immer gerne Kinder um mich herum. Kinder sind reizend. Unschuldig. Sie stellen all diese Fragen. Ohne Diplomatie, nichts. Am Ende lebt man nur für die Kinder.

?Magdalena Kopp beschreibt in ihren Memoiren, wie Sie Ihrem engen Vertrauten Faisal eine Kugel in den Hinterkopf gejagt haben.

!Hören Sie, Verräter töten wir.

?Also war Faisal tatsächlich ein Verräter?

!Verräter töten wir. Verräter haben wir 20 Jahre lang umgebracht. In 20 Jahren macht das ungefähr 40 Personen.

?Macht der bewaffnete Kampf paranoid?

!Oh ja, das ist eine Gefahr. Dabei leide ich nicht unbedingt an Verfolgungswahn. Aber es ist eine Gefahr. Darüber muss man sich im Klaren sein. Deswegen sage ich, dass Toleranz wichtig ist.

?Wie haben Sie gegen die Gefahr der Paranoia gekämpft?

!Man muss objektiv sein. Man kann die Leute nicht auf Verdacht verfolgen. Niemand ist perfekt. Stellen Sie sich einen Burschen vor, der Haschprobleme hat. Sachen, die verboten sind. Für so etwas gibt es Versammlungen. Und dann diskutiert man. Wer Fehler begangen hat, kann sich erklären. Wir haben doch Verständnis, so ist es doch nicht. Wir sind Menschen. Wir sind keine Sekte. Das ist doch die Stärke einer Organisation. Manchmal gibt es Leute, die festgenommen wurden oder von feindlichen Geheimdiensten kontaktiert wurden. Also informieren sie mich. Das ist nützlich. Aber dann haben Sie auch Leute, die krumme Dinger mit unseren Waffen und unserem Geld drehen.

?Werden Sie doch mal konkret.

!Nehmen wir zum Beispiel Stephan Maus. Ein geschätztes Mitglied der Organisation. Mutig. Guter Eliteschütze. Intelligenter Bursche. Aber wir hören, dass er ein Agent der Stasi ist. Verstehen Sie? Nur zum Beispiel. Die Stasi geht uns auf die Eier. Und wenn wir wieder einmal in Ostdeutschland vorbeikommen, unterziehen wir Stephan Maus einer Befragung. Um ihn zu überprüfen. So ist jeder zufrieden. Und wenn die Stasi uns dann wirklich mit so einer Geschichte auf die Eier geht, dann jagen wir Stephan Maus eine Kugel in den Kopf.

?Neben Waffen sind Frauen ein fester Bestandteil des Carlos-Mythos. Zu Recht?

!Ich habe inzwischen drei Frauen. Ich bin immer noch mit Magdalena Kopp verheiratet. Und ich habe eine weitere Frau nach dem Gesetz der Scharia in Amman. Ich hoffe, sie hat ein neues Leben begonnen. Ein sehr nettes Mädchen. Ein gutes Mädchen, sehr anständig, aus einer guten Familie. Ich hoffe, sie wartet nicht auf mich. Und dann gibt es noch meine jüngste Gattin, die Frau meines Lebens. Das war's.

?Was hat Ihnen mehr Befriedigung verschafft: mit einer Frau zu schlafen oder eine militärische Operation auszuführen?

!Kommt auf die Frau an. Wenn man liebt, ja: Wenn man liebt, dann ist es Liebe.

?Kommen erst die Frauen, oder kommt erst die Revolution?

!Das ist kein Widerspruch. Alles gehört zusammen.

?Aber manchmal muss man wählen.

!Ja. Ich habe bürgerliche Frauen kennengelernt, die keine Revolutionäre waren. Aber das konnte nicht halten. Das waren nur kleine Abenteuer. Aber wissen Sie, ich brauche keine Frau, die genauso denkt wie ich selbst. Das ist nicht notwendig. Es reicht, dass sich meine Partnerin gegen die Ungerechtigkeit auflehnt. Dass sie schlagfertig ist. Sie sollte eine Frau mit Charakter sein, mit Persönlichkeit und Mut. Sie muss intelligent und gebildet sein. Und gut im Bett natürlich. Aber das gehört alles zusammen. Das gehört zusammen.

?Ihre deutsche Frau Magdalena Kopp beschreibt Sie in ihren Memoiren als cholerischen, brutalen Macho.

# ReporterFORUM

[www.reporter-forum.de](http://www.reporter-forum.de)

!Mein Vater war cholerisch. Meine Mutter nicht. Ich komme eher nach meiner Mutter. Aber man darf mir auch nicht zu sehr auf die Eier gehen. Manchmal zittern alle vor mir. Das stimmt. Aber das ist sehr selten. Doch bringen wir nicht alles durcheinander. Arme Magdalena. Sie tut mir leid. Ich mag sie gern, die arme Magdalena. Intelligentes Mädchen – gut, sie ist jetzt auch kein Genie. In dem Moment, wo Sie die Deckung sinken lassen, fallen Sie in ein schwarzes Loch. Magdalena ist in ein schwarzes Loch gefallen. Wie es scheint, trinkt sie den ganzen Tag. Sie sitzt in der Scheiße. Und sie erzählt unglaublichen Schwachsinn: Hätte sich niemals irgendetwas zuschulden kommen lassen. Gut, okay, okay, okay. Sie war gut im Bett. In Ordnung. Und sie hat mir ein schönes Kind gemacht.

?Anfangs waren Sie Marxist, jetzt sind Sie bekennender Muslim...

!Ich bin Leninist, nicht Marxist.

?Auf jeden Fall rauchen Sie jetzt Opium fürs Volk. Islam und Leninismus: kein Widerspruch?

!Verwechseln Sie nicht die Religion als Machtstruktur und Religion als persönliches Glaubensbekenntnis. Ich glaube an Gott, den Allmächtigen, und an die Offenbarungen im Plural von Adam bis heute. Religion als Machtstruktur hingegen ist ein Mittel zur Ausbeutung. Im Evangelium gibt es eine sehr aufschlussreiche Passage: „Eher geht ein Kamel durch ein Nadelöhr, als dass ein Reicher in das Reich Gottes gelangt.“ Voilà. Da haben Sie das Gift der Religion als Machtstruktur. Das heißt: Ihr Armen, sterbt ruhig vor Hunger, dafür kommt ihr ins Paradies. Lasst die Reichen in Frieden, die kommen sowieso in die Hölle.

?Wie kommt es eigentlich, dass man Sie noch nicht umgelegt hat?

!Ich wurde als militanter Atheist erzogen. Und nachdem ich unvorstellbare Sachen überlebt habe, habe ich mir gesagt: Verdammt, es gibt einen Gott. Das ist nicht normal, dass ich noch lebe.

?Wo sehen Sie sich in zehn Jahren?

!Natürlich in Venezuela, was glauben Sie denn?

?Sie sind dann also nicht mehr im Gefängnis?



# ReporterFORUM

[www.reporter-forum.de](http://www.reporter-forum.de)

!Aber nein, aber nein, aber nein! Hören Sie, man kann mich nicht hierbehalten. Die verarschen den venezolanischen Präsidenten. Die verarschen die venezolanische Revolution.

?In zehn Jahren sind Sie also in Venezuela?

!Nicht in zehn Jahren. In einem Jahr. Ich wurde ohne Beweismittel verurteilt, ohne Zeugen, nichts.

?Gut, im Großen und Ganzen habe ich Ihre Ideen jetzt verstanden. Aber ich verstehe nicht, wie man einen Menschen umbringen kann.

!Dabei sind Sie doch Deutscher. Ihr Vater, Ihr Großvater: Wie viele haben die denn umgebracht? Fragen Sie Ihren Vater und Ihren Großvater.

?Stellte sich heraus, dass sie jemanden umgebracht hätten, wäre das unverzeihlich.

!Warum verzeihen? Sie haben für das Reich gekämpft. Ich verstehe das.

?Ich verstehe nicht, wie man dazu übergehen kann, jemanden zu töten. Stellen Sie sich doch mal Ihre Tochter vor...

!Standen Sie schon einmal unter Feindbeschuss?

?Den habe ich nie gesucht.

!Hat man schon einmal auf Sie geschossen?

?Nein.

!Na also. Als ich noch ein Kind war, war ich in der kommunistischen Jugend Venezuelas. Wir haben demonstriert. Und die Polizei hat auf uns geschossen. Mit Maschinenpistolen. Sie haben meine Kameraden getötet. Kinder wie wir. Wir waren Kinder. Wir haben unsere Lektion über den Imperialismus gelernt.

?Stellen wir uns etwas Privates vor.

!Gut.

?Ihre Tochter Elba Rosa wird dieses Jahr 24. Stellen wir uns vor, sie wird Opfer eines propalästinensischen Attentats.

# ReporterFORUM

[www.reporter-forum.de](http://www.reporter-forum.de)

!Das würde mich wirklich sehr überraschen. Es sei denn, sie nimmt an einem Palästinenserkommando teil.

?Ihre Tochter geht in die Disco und wird Opfer eines propalästinensischen Anschlags.

!Die Palästinenser machen Anschläge in Discos? Seit wann das denn?

?Sie wollen sich also nicht vorstellen, wie Ihre Tochter explodiert.

!Wie können Sie suggerieren, dass palästinensische Widerstandskämpfer Anschläge auf Menschen in Discos ausüben?S

## „Der Albtraum der Millionäre“

*Sein Deckname war David. Er lieferte dem Bundesnachrichtendienst die Kontodaten von 1400 „Stiftungen“ deutscher Millionäre, von Steuerbetrügern wie Klaus Zumwinkel. Mit den gestohlenen Daten aus Liechtenstein eröffneten die deutschen Behörden 618 Verfahren. Mehr als 200 weitere Bürger zeigten sich selbst an. Die Aktion brachte der Bundesrepublik bislang geschätzte 220 Millionen Euro ein. Es dürfte noch deutlich mehr werden. David alias Heinrich Kieber kassierte dafür fünf Millionen Euro. Und nicht nur Deutschland zahlte. An insgesamt 13 Länder gab er sein Material weiter.*

Oliver Schröm, Stern, 05.08.2010

Liechtenstein hat den Datendieb international zur Fahndung ausgeschrieben. Andere Staaten verstecken ihn. Sein Aufenthaltsort ist streng geheim. Der 45-Jährige lebt mit neuer Identität in einem Zeugenschutzprogramm. Dies ist sein erstes Interview. Darüber, wie es geführt wurde, verpflichtete er den Stern zu Stillschweigen, und er bestand darauf, dass bei Fotos von ihm die Augenpartie abgedeckt wird.

Die Motive für Kiebers Datendiebstahl blieben lange Zeit nebulös. Während ihm alle Welt Geldgier unterstellte, präsentierte er eine abenteuerliche Geschichte: Er sei 1997 von ehemaligen Geschäftspartnern nach Argentinien gelockt, dort gefangen genommen und gefoltert worden. Es ging angeblich um offene Rechnungen. Mal war von 240.000, mal von 580.000 Schweizer Franken die Rede. Er suchte jahrelang Unterstützung, diesen Fall vor Gericht zu bekommen, doch niemand in Liechtenstein glaubte ihm die Folter. Die 2002 gestohlenen Kontodaten wollte er benutzen, um einen Prozess zu erzwingen. In einem 38-seitigen Brief an Fürst Hans-Adam II. drohte er 2003, das explosive Material andernfalls Steuerfahndern in Deutschland oder den USA zu übergeben.

Eine schier unglaubliche Räuberpistole. Doch bei ihren Recherchen stießen Stern-Reporter in Barcelona auf einen Beteiligten, der bestätigt, dass Kieber auf einer Farm in Argentinien festgehalten wurde – angekettet in einem Turm, tagelang in Todesangst.

# ReporterFORUM

[www.reporter-forum.de](http://www.reporter-forum.de)

Trotzdem bleibt Kieber eine schillernde Figur: immer wieder in dubiose Geschäfte verwickelt, getrieben auch vom Hass auf den Fürsten von Liechtenstein. Dessen Mutter Gina hatte sich einst um das Heimkind Heinrich gekümmert. Ihr früher Tod 1989 war für Kieber ein schwerer Verlust.

Ab dem sechsten Lebensjahr elternlos aufgewachsen, hoch intelligent, aber emotional ungefestigt, oft großspurig – ein unsteter Träumer, der es mit dem Gesetz nicht immer so genau nimmt, so schlägt sich Heinrich Kieber durch. Und ausgerechnet dieser Mann wird im Oktober 2000 von der fürstlichen LGT Treuhand mit der Aufgabe betraut, die hochsensiblen Kundendaten zu digitalisieren. Es dauert nicht lange, bis er die entscheidende Sicherheitslücke entdeckt.

Sie sind Liechtensteins Staatsfeind Nummer eins. Sie haben die Steueroase ausgetrocknet.

Ich denke da nicht so drüber nach. Früher oder später wäre es sowieso gekommen. Es hat nicht einen speziellen Heinrich Kieber gebraucht, obwohl ich ein bisschen außergewöhnlich bin. Ich bin sicher, dass Liechtenstein mit der hohen Professionalität, die es im Bankenbereich hat, überleben wird, auch ohne Steuervorteil.

Allein das Bankvermögen der deutschen Steuerhinterzieher auf den CDs, die Sie der Steuerfahndung zur Verfügung stellten, betrug drei Milliarden Schweizer Franken. Sind Sie stolz, das aufgedeckt zu haben?

Es war nie mein Anliegen oder Bestreben, Steueründer auf öffentliche Listen zu setzen. Ich finde, Steuerangelegenheiten oder -betrügereien sind eine Sache zwischen einem Bürger und seinem Staat. Aber bei Fällen, die ins Kriminelle reingehen, bin ich grundsätzlich dafür, dass dies an die Öffentlichkeit kommt.

Es scheint, es ist Ihnen unangenehm, dass Sie so viele Leute verpiffen haben.

Ja, da ist ja noch das liechtensteinische Blut, das in meinen Adern fließt. Aber unangenehm ist das falsche Wort, denn früher oder später erwischt es jeden, da bin ich

sicher. Und die haben ja gewusst, was sie machen. Ich weine denen jetzt keine Träne hinterher.

Wie groß war das Gesamtvermögen auf Ihren CDs?

Die Treuhand hatte zwischen 6,5 und 7 Milliarden Schweizer Franken von Kunden aus aller Welt.

Wer war der dickste Fisch?

Das größte Vermögen eines Einzelnen betrug 450 Millionen Schweizer Franken.

War derjenige aus Deutschland?

Nein, nein, ein italienischer Industrieller, der viel geerbt, viele Konzernanteile verkauft und dem Fiskus nichts erzählt hat.

Was war der höchste Betrag eines deutschen Treuhandkunden?

Um die 35 Millionen Schweizer Franken.

Jemand, den man kennt? So wie Klaus Zumwinkel, der auch mit Ihrer Hilfe überführt wurde?

Meinen Ermittlungen nach nicht, ich habe ja viele der Kunden im Internet gecheckt. Ich kannte ihn nicht. Es ist ein älterer Herr aus Düsseldorf.

Hat dieser Herr auch geerbt? Oder ist er ein Industrieller?

Er hat seine Anteile an einem bekannten Sportartikelhersteller aus Deutschland verkauft. Und über die Jahre hinweg hat sich da einiges angesammelt.

Wie heißt die Stiftung des Düsseldorfers?

Wenn man 35 Millionen hat, dann hat man mindestens vier, fünf Stiftungen und ein paar Anstalten. Oft verteilt man das zu Lebzeiten und macht eine Stiftung für die Tochter, eine für den Sohn und so weiter. Und wenn der Erstbegünstigte stirbt, wird oft die Hauptstiftung aufgelöst, und das Vermögen geht auf die anderen Stiftungen über. Man kennt ja sein eigenes Blut und will Streitereien vermeiden.

Für halb Liechtenstein sind Sie ein Vaterlandsverräter. Schmerzt das?

Ach, wenn es nur die Hälfte des Landes wäre... Klar, das ist noch immer meine alte Heimat, das schmerzt schon. Ich war ja eigentlich Monarchist, hatte in meiner Kindheit und als Teenager ein sehr gutes Verhältnis zu Fürstin Gina. Zum Glück weiß sie nicht, was aus meiner Beziehung zum Fürstenhaus geworden ist, sie ist ja 1989 leider verstorben. Das Bild, das in Liechtenstein in den letzten drei Jahren von mir vermittelt wurde, ist hauptsächlich falsch. Für mich persönlich gilt: Die Zeit heilt Wunden. Für viele in Liechtenstein gilt das vermutlich nicht.

Seit drei Jahren sind Sie von der Bildfläche verschwunden, werden von Geheimdiensten versteckt. Ist Ihr Leben anstrengend?

Eigentlich nicht. Es kommt ganz darauf an, warum und unter welchen Umständen man in einem anderen Land lebt. Und wie es organisiert wird.

Haben Sie in Ihrem zweiten Leben schon neue Freunde gefunden?

Ich bin ja ein bisschen so ein Eigenbrötler. Man hat natürlich Kontakt mit vielen Menschen, aber enge Freundschaften – ich bin da sehr vorsichtig. Ich kann aber sagen, dass ich gute Freunde in der Gruppe der Menschen getroffen habe, die sich professionell um mich kümmern. Das ist eine Art Stockholm-Syndrom. Aber keine

Freundschaft zwischen Bankräuber und Geisel, sondern zwischen rechtlich-legitimem Beschützer und „whistleblower“.

Können Sie das Land, in dem Sie leben, überhaupt verlassen?

Ja, ja. Es ist nur die Frage, wer hinter einem steht.

Aber es gibt doch einen internationalen Haftbefehl gegen Sie, ausgestellt von Liechtenstein.

Der Haftbefehl ist wertloses Papier. Von den Ländern, in denen ich mich bewege, habe ich mir schriftlich bestätigen lassen, dass sie mich unter keinen Umständen an Liechtenstein ausliefern. So war ich zum Beispiel im Sommer 2008 in Washington, um dort vor dem US-Senat als Zeuge auszusagen. Zu diesem Zeitpunkt gab es den Haftbefehl. Passiert ist mir trotzdem nichts.

Beschäftigen Sie sich noch viel mit Ihrer eigenen Geschichte?

Nur weil man auf dem Papier jemand anderes ist, ist man ja nicht wirklich jemand anderes. Es wird immer ein Teil meines Lebens sein. Ich habe ja schon vorher in verschiedenen Ländern gelebt und bin sehr anpassungsfähig.

Was ist der größte Luxus, den Sie sich seit dem Verkauf der Daten gegönnt haben?

Zeit! Zeit für andere und Zeit für mich.

Was machen Sie mit Ihrer Zeit?

Ich stehe morgens früh auf und gehe spät ins Bett. Manchmal weiß ich auch nicht, wie der Tag vorbeigegangen ist. Ich kann Sie aber beruhigen, dass ich bei keiner Bank mehr arbeite.

Langweilen Sie sich manchmal?

Nein, Langeweile kommt in meinem Leben eigentlich nie auf. Ich nutze die Gelegenheit und mache Freiwilligendienst. Das ist in Deutschland und Europa nicht so populär wie in anderen Ländern. Hier gibt es Menschen, die fahren alte Leute ins Spital oder zum Zahnarzttermin. Es gibt da viele Möglichkeiten. Logischerweise unentgeltlich. Überrascht Sie das?

Schon, man stellt sich einen mehrfachen Millionär anders vor. Eher mit Champagner am Strand als am Steuer eines Seniorenbusses.

Mein Gott! Wenn einer weiß, dass Geld nicht glücklich macht, dann ist es Heinrich Kieber. Nicht, dass ich nicht glücklich bin. Aber die Unmengen von Daten, die ich zu Gesicht bekommen habe, zeigen: Die meisten Millionäre sind sehr unglücklich. Geld ist eigentlich nur Mittel zum Zweck.

Sie bestehen darauf, dass wir nicht erwähnen, auf welche Weise dieses Interview stattgefunden hat. Haben Sie Angst vor Seiner Durchlaucht, Hans-Adam II., Fürst von und zu Liechtenstein, oder vor den Steuersündern?

Absolut nicht! Mit Furcht lebt es sich nicht gut. Die Steuersünder sind alle mit ihrem eigenen Leben beschäftigt. Denen bringt es nichts, wenn sie mich, den Überbringer der Daten, umbringen. Und zum Fürsten: Wenn die Kugel kommt, kommt sie von Hans-Adam. Das ist so! Dagegen wird man geschult, vom BND übrigens.

Dem deutschen Bundesnachrichtendienst.

Das mag der Hans-Adam gar nicht gern hören, dass ich ihm unterstelle, dass er solche Methoden anwendet. Aber wir passen natürlich auf. Wir, damit meine ich den BND und mich.



Das müssen Sie erklären.

Hans-Adam wurde mit Angeboten überschwemmt, von Profis, Halbprofis und Möchtegernfirmen, die angeboten haben, ihm meinen Kopf, meine Leiche zu bringen, wenn die Kasse stimmt.

Der BND weiß davon, dass Killer angeheuert wurden?

Nein, ich hab nie gesagt, dass Killer angeheuert wurden. Mir wurde gesagt, dass Hans-Adam mit Angeboten überschwemmt wurde.

Im Internet wurden zwischenzeitlich sieben Millionen Euro auf Ihren Kopf ausgesetzt. Da müssen Sie doch Angst bekommen?

Die Amerikaner haben nachgeforscht und mir aufgezeigt, dass die Webseite aus Liechtenstein kam. Aber ich mache mir eigentlich keine Gedanken darüber. Wenn man weiß, dass die Amerikaner und der BND auf meiner Seite stehen, da würde nur ein Verrückter auf die Idee kommen, falls er mich erkennen würde, meiner habhaft zu werden.

Welche Vorsichtsmaßnahmen ergreifen Sie?

Ich gehe einfach nicht nach Liechtenstein (lacht).

Reden wir über den Tag im Herbst 2002, an dem Sie die Kundendaten der Liechtensteiner Vermögensverwaltung LGT Treuhand kopiert haben.

Ich habe die nicht kopiert, ich habe ein DLT mitgehen lassen, das ist ein Magnetband, ein sogenanntes Tages-Back-up-Band. Die Treuhand macht über Nacht eine Sicherungskopie auf einem handelsüblichen Magnetband. Das sieht aus wie so eine dicke, alte Kassette, ungefähr 12 mal 15 Zentimeter und 4 Zentimeter hoch.

Niemand hat bemerkt, dass das weg war?

Der Ablauf bei der LGT war jeden Tag gleich. Ich habe gesehen, dass bei der alltäglichen Routine das Datenband für ein Weilchen bei der verantwortlichen Person auf dem Tisch lag, im Umkreis von meinem Arbeitsplatz. Die einzige Möglichkeit, es zu entwenden, ohne dass es jemand merkt, war natürlich, es auszutauschen.

Haben Sie sich auf diesen Tag vorbereitet?

Ich hätte das Band jeden Tag austauschen können, es war ja ein wiederkehrendes Ritual. Ich musste keine Statistiken erstellen oder wie in Kriminalfällen Pläne und Grundrisse studieren oder so. Ich war schon zwei Jahre bei der LGT, extra eingestellt, um die Kundenakten zu digitalisieren. Ich saß sozusagen an der Quelle.

Waren Sie aufgeregt?

Ich war ein bisschen nervös. Ich hatte einen normalen Tag. Ich hab das Band nach dem Mittagessen eingesteckt, ein leeres Band auf den Tisch gelegt und weitergearbeitet. Es gab keine Kameras in den Büros. Das Band ist ja relativ klein und passt in die Jackentasche. Bei Feierabend hab ich es mitgenommen und bei mir zu Hause gut versteckt. Ich wusste, dass nichts passiert. Ich wusste, dass die verantwortliche Person das Band nicht ins Lesegerät steckt und nachschaut, ob da Daten drauf sind. Sie legt es einfach zu den anderen Back-up-Tapes.

Wie groß war die Datenmenge auf Ihrem Band?

Da waren mehr als eine Million DIN-A4-Seiten drauf, voller Informationen über 3929 verschiedene Gesellschaften. Davon rund 1400 aus Deutschland, über 700 aus der Schweiz, 600 aus den USA, 450 aus Großbritannien, 390 aus Italien, 350 aus Österreich, 280 aus Kanada, 230 aus den Beneluxländern, 195 aus Frankreich, 195 aus Skandinavien, 150 aus Osteuropa und 135 aus Südamerika. Und zu meiner völligen Überraschung waren die Daten nicht verschlüsselt.

Wie viele Steuersünder verstecken sich hinter diesen Zahlen?

5828 natürliche Personen. Und 46 PEP, Politisch Exponierte Personen, so wie der Zumwinkel. Zu meiner Überraschung bislang der einzige PEP, dessen Fall zumindest teilweise öffentlich wurde.

Zumwinkel wurde Anfang 2009 zu zwei Jahren Haft auf Bewährung und einer Geldstrafe von einer Million Euro verurteilt. Außerdem musste er 3,9 Millionen Euro Steuern nachzahlen. War der ehemalige Post-Chef im Verhältnis zu den anderen deutschen LGT-Kunden ein großer Fisch?

Nein, Zumwinkel war oberer Durchschnitt. Er hat dort ein zweistelliges Millionenvermögen gehabt. Davon Barvermögen von sieben, acht oder zehn Millionen. Ich weiß es gar nicht mehr genau.

Zumwinkel zeigte zumindest Reue. Dem Richter gestand er: „Das war der größte Fehler meines Lebens. Zu diesem Fehler stehe ich. Ich will hier reinen Tisch machen.“

Na ja, der Zumwinkel wusste, was er tat. Vor zehn Jahren wurde ja der Bochumer Staatsanwaltschaft die Kundenkartei des Liechtensteiner Treuhänders Herbert Batliner zugespielt. Paul Schockemöhle, der Springreiter, bekam deswegen Ärger mit dem deutschen Fiskus. Und da war der Zumwinkel derjenige, der seinen Treuhänder bei der LGT mehrfach angegangen ist und gesagt hat: „Ja, kann das nicht bei Ihnen auch passieren?“

Woher wissen Sie, was Zumwinkel vor mehr als zehn Jahren mit seinem Kundenbetreuer besprochen hat?

Die Kundenberater machen nach jedem Gespräch einen Aktenvermerk. Meine Aufgabe war ja, alle Dokumente zu lesen, durchzuforschen und zu indexieren. Und Zumwinkel hatte wirklich Angst.

Die Treuhänder führen also minutiös Protokoll?

Nicht minutiös, aber die Treuhänder wissen mehr als manche Ehefrauen oder die Kinder oder die Geschäftspartner. Man hat da eigentlich ein offenes Ohr für alles und jeden. In den internen Vermerken habe ich natürlich Geschichten lesen können über Familienstreitigkeiten, Zweit- und Drittfrauen oder uneheliche Kinder.

Das klingt, als wäre ein Treuhänder so etwas wie ein Beichtvater.

Es ist so, dass interessanterweise die Kunden volles Vertrauen haben in den Treuhänder. Durch meine Hilfe kann man der LGT jetzt nachweisen, dass sie von dubiosen Geschäften wusste. Weil der Treuhänder halt so dumm war, wenn ich das Wort verwenden darf, und in die Akte schrieb, dass zum Beispiel ein Kunde erzählte, dass er seinen Geschäftspartner übers Ohr gehauen habe.

Wie kommt denn das Schwarzgeld zur LGT?

Man überweist es auf ein ausländisches Konto, zum Beispiel in Spanien oder Portugal. Dieses Konto gehört einer Briefkastenfirma, die indirekt der LGT über Zwischenfirmen gehört. Sobald das Geld dort ankommt, wird dem Kunden im Gegenzug derselbe Wert in Euro oder Schweizer Franken oder egal welcher Währung bei der LGT in Liechtenstein gutgeschrieben. So gibt es keine Verbindung oder offiziellen Geldtransfers zwischen dem Kunden und Liechtenstein. Oder wenn der Kunde sich traut, bringt er es gleich in bar vorbei.

Schwarzgeld in Aktenkoffern in eine Liechtensteiner Bank zu tragen ist doch viel zu auffällig.

Da hat die LGT natürlich vorgesorgt. Man fährt einfach mit dem Auto in das öffentliche Parkhaus in Vaduz, das liegt direkt unter der Treuhand. Dort gibt es einen eingemauerten Abstellplatz mit einem metallenen Tor. Das ist wie ein befahrbarer Safe. Von dort kann der Kunde mit seinem Geld sicher und ungesehen in die LGT gelangen. So ist es auch ausgeschlossen, dass der Kunde im öffentlichen Parkhaus von Dieben eins über die Birne kriegt.

War Ihr Datendiebstahl von langer Hand geplant oder eine spontane Eingebung?

Die Chance habe ich schon recht früh erkannt, doch die endgültige Entscheidung fiel in meinem anderen Leben. Da ging es um Folter und Unrecht, das mir widerfahren ist. Da hat sich bei mir die Notwendigkeit entwickelt, dass ich es haben muss, dass ich die Macht dieses Bands in den Händen haben muss.

Und diese Macht haben Sie zu Geld gemacht.

Blödsinn! Um Geld ging es mir nie.

Sondern?

Um Gerechtigkeit!

Wer hat Ihnen denn Unrecht getan?

Vor allem Hans-Adam!

Sie meinen Seine Durchlaucht, den Fürsten von und zu Liechtenstein?

Ja! Er und seiner ganzer Apparat, die Regierung, die Justiz, haben mich von 1997 bis 2005 verarscht. Die haben mir mein Recht verweigert. Ich wollte nur eines: meine verdammten Folterer auf die Klagebank bringen.

Jetzt erzählen Sie mal der Reihe nach. Worum ging es da? Wer hat Sie gefoltert?

Im März 1997 bin ich nach Argentinien gegangen, um bei einem Freund, einem Spanier, Schulden einzutreiben. Es ging um rund 240.000 Schweizer Franken plus Zinsen. Ein Darlehen aus dem Jahr 1993, mit Vertrag und allem. Was ich nicht wusste, war, dass sich der Spanier mit einem anderen Bekannten von mir, einem Deutschen, zusammengetan hatte, um mir eine Falle zu stellen. Auf perfide und clevere Weise wollten sie mich um das Darlehen bringen und mir mein ganzes Erspartes abpressen. Sie ließen mich entführen, sperrten mich in einen Wasserturm, folterten mich. Auch wurde ich psychologisch misshandelt. Ich hatte Verletzungen am Hals und an den Handgelenken, tiefe Schnitt- und Brandwunden. Das ist alles dokumentiert. Ich habe nur mit ganz, ganz, ganz viel Glück überleben können. Nach zwölf Tagen ließen sie mich frei, und ich bin sofort nach Hause geflogen, ging sofort ins Spital in Vaduz und machte auch sofort eine Anzeige bei der Polizei.

Entschuldigung, aber das klingt wie eine Räuberpistole.

Das ist aber die Wahrheit! Natürlich klingt das für Außenstehende wie ein Horrorfilm. Deshalb habe ich alles aufgeschrieben, zuerst für mich selbst. Es wurde ein dicker Schinken, über 600 Seiten. Mein Buch stützt sich auf tonnenweise erdrückendes Material, Unterlagen des Landgerichts und der Staatsanwaltschaft. Letztere hat mir dann ganz salopp per Einzeiler mitgeteilt, dass sie meine Anzeige nicht weiter verfolgen will. Das Buch kann sich ab Sonntag jeder im Internet kostenlos herunterladen. Da kann sich jeder seine eigene Meinung bilden.

Und was hat diese Geschichte mit dem Fürsten von Liechtenstein zu tun?

Er gab mir 2003 sein Ehrenwort, dass die Täter von Argentinien verfolgt und vor Gericht gestellt werden, koste es, was es wolle. Aber da ist nie was passiert.

Also haben Sie die Kundendaten der fürstlichen Treuhandfirma geklaut und Ihr Staatsoberhaupt damit erpresst?

Erst mal hab ich mich bei Hans-Adam im Januar 2003 in einem Brief entschuldigt. Ich hab ihm geschrieben, dass ich ihn bitte, dank seiner Macht, einen Sonderstaatsanwalt zu benennen, der sich die Argentinien-Sache noch mal von Grund auf anschaut. Gleichzeitig hab ich gesagt, dass ich alle Daten seiner LGT Treuhand habe und in Deutschland bin.

Die Information muss doch in Liechtenstein eine Staatskrise ausgelöst haben.

Die Vorstellung, ich könnte mich den deutschen Steuerbehörden als Kronzeuge zur Verfügung stellen und auspacken, war aus der Sicht von Hans-Adam schon die größtmögliche Katastrophe. Und da ich in Deutschland untergetaucht war, versuchte er, mich nach Liechtenstein zu locken.

Aber darauf sind Sie zunächst nicht eingegangen.

Bei einem der vielen Telefongespräche mit Hans-Adam hat er mir gesagt: „Gehen Sie doch zu den Deutschen oder Amerikanern mit den Daten, die Sie glauben zu haben.“ Und ich habe erst nach dem Gespräch realisiert, was er damit meinte. Da hab ich festgestellt: Oh Gott, der denkt, ich habe sie nicht...! Da habe ich unter komplizierten Umständen vier Daten-DVDs gebrannt und mir einen ganz cleveren Weg ausdenken müssen, wie ich die jetzt sicher Hans-Adam überbringen lassen könnte. Ich habe sie dann zur liechtensteinischen Botschaft in Berlin gebracht.

Und wie ging es dann weiter?

Hans-Adam hat einen der berühmtesten Profiler angeheuert, um mich aufzuspüren und zur Aufgabe zu bewegen.

Wer war das?

# ReporterFORUM

[www.reporter-forum.de](http://www.reporter-forum.de)

Doktor Thomas Müller, der Kriminalpsychologe aus Wien. Er sollte die Daten zurückbringen, mit oder ohne Kieber. Doktor Müller ist bekannt dafür, Morde zu studieren und aufzuklären oder Täter von Sexualdelikten zu finden, aber nicht lebendige, in Berlin herumirrende liechtensteinische Datenträger.

Offensichtlich hatte er Erfolg. 2003 sind Sie mit den Daten nach Liechtenstein zurückgekehrt. Hatten Sie so großes Vertrauen in Müller?

Er war der Einzige, der sich wirklich mit der Argentinien-Geschichte auseinandergesetzt hat, was ja der Fürst in Wahrheit nie getan hatte.

Was passierte nach Ihrer Rückkehr?

Das Fürstenhaus, die Regierung und die Banker waren heilfroh, dass ich wieder in Liechtenstein war und die Katastrophe nicht eingetreten war. Ich stand ja bei Hans-Adam im Wort, dass ich alle Daten und alle Kopien vernichtet hatte.

Offensichtlich haben Sie Ihren Teil der Abmachung nicht eingehalten.

Ich habe alle Bedingungen erfüllt, außer mit dem kleinen Geheimnis, dass ich noch eine Kopie in einem anderen Land sicher versteckt hatte. Aber ich hab wirklich vorgehabt, diese letzte Kopie zu vernichten, wenn Hans-Adam sein Versprechen einlöst. Aber zu meinem größten, größten, größten Schock hat er sein Wort nicht gehalten. Stattdessen wurde ich gezwungen, mich vor Gericht schuldig zu bekennen. So wurde ich auch wegen versuchter Nötigung Hans-Adams verurteilt.

Mit der Strafe von drei Jahren auf Bewährung hätten Sie doch gut leben können. Außerdem sollen Sie vom Fürsten 580.000 Schweizer Franken als Schweigegeld bekommen haben.

(Lacht) Ich habe nie Geld von Hans-Adam verlangt und von ihm auch keines bekommen. Ich wollte nur Gerechtigkeit. Im Gegensatz zu anderen Datendieben.



Denken Sie doch nur an den Fall der Liechtensteinischen Landesbank, die wurde zur selben Zeit, Anfang 2003, von einem ehemaligen Angestellten um 18 Millionen Schweizer Franken erpresst. Und Komplizen von dem Erpresser haben dann auch etliche Millionen erhalten.

2006 haben Sie es dem Fürsten heimgezahlt und sind mit den Daten zum deutschen Bundesnachrichtendienst marschiert.

Jawohl. Ich hab mich gerächt, an Hans-Adam, seiner Marionettenregierung und der Justiz.

Warum wandten Sie sich ausgerechnet an den BND?

Ich brauchte Schutz und eine fähige Behörde, die die Konsequenzen einer solchen Offenbarung meinerseits abschätzen und bewerkstelligen konnte. Der BND hatte dazu Mittel und Wege zur Verfügung.

Wenn es um Schutz geht, haben amerikanische Behörden doch ganz andere Möglichkeiten.

Es hat ja niemand gesagt, ich hätte mich nicht an die Amerikaner gewandt. Vertrauen ist gut, Mehrfachabsicherung ist am besten, kann ich da sagen. Und wer mich kennt, der weiß, dass ich mich am liebsten immer mehrfach absichere. Der BND hat Vor- und Nachteile. Die Amerikaner haben praktisch nur Vorteile.

Dennoch wählten Sie zuerst den BND.

Es war eine Zeitfrage. Der Vorteil beim BND lag darin, dass alle Dokumente auf Deutsch sind. Die Amerikaner mussten erst alles übersetzen, was seine Zeit braucht. Die Deutschen waren in meinen Augen am ehesten fähig, sofort und schnell zu erkennen, um was es ging – und dementsprechend auch zu handeln.

Wie kommt man mit dem BND in Kontakt?

Am besten ist es, den einfachsten Weg zu nehmen. Ich habe von Südafrika aus eine E-Mail geschrieben – natürlich ohne mich zu outen, logischerweise. Aber ich habe so viel geschrieben, dass das Interesse sofort da war. Die E-Mail ist offenbar auf dem Tisch der richtigen Person gelandet.

Was stand denn da drin?

Ich habe nicht einmal Liechtenstein erwähnt. Es hätte mich aber gewundert, wenn sie nicht reagiert hätten, bei den Sachen, die ich geschrieben habe bezüglich organisierter Kriminalität und Geldwäscherei. Ich habe dem BND Wege der Geldwäscherei gezeigt, die sie meines Wissens nicht kannten.

Wie hat der BND reagiert?

Nach zwei Tagen bekam ich eine E-Mail. Allerdings nicht von einer BND-Adresse, sondern von einem anonymen Gratis-E-Mail-Account. Ich wusste, dass sie vom BND ist. Sie hatten mein Anschreiben in ihre Antwort-Mail kopiert. Und dann haben wir uns getroffen.

Mit wie vielen Agenten hatten Sie zu tun?

Sie schickten mir einen Mann und eine Frau. Sie nannten mich David, und ich nannte sie Schiller. Herr und Frau Schiller. Die waren mir einfach sympathisch, Menschen wie du und ich.

Woher wussten Sie, dass die wirklich vom BND waren?

Sicher kann man sich nie sein. Irgendwie erkenne ich Beamte auf den ersten Blick. Beim ersten Treffen haben sie Ausweise gezeigt. Deutsche Ausweise.

BND-Ausweise?

Das darf ich nicht sagen. Aber es waren keine Mitgliedsausweise von einem Fitnessclub in München-Pullach. Ich sag mal so: Sie haben Dienstausweise gezeigt. Aber der BND kann natürlich alle Ausweise herstellen.

Hatten Sie keine Angst, dass der BND Sie über den Tisch ziehen könnte?

Ich mag sehr vorsichtig und übermisstrauisch sein, aber das ist nicht zu verwechseln mit Angst. Wenn's sein muss, treffe ich mich mit jedem. Und die Schillers wurden mir immer sympathischer, weil ich gesehen hab, dass sie mehr als einmal die Gelegenheit gehabt hätten, mich reinzulegen. Ich habe das alles nur machen können, weil ich allein war, nicht nur physisch, sondern auch emotional. Wenn ich Familie, Kinder gehabt hätte, hätte ich es nicht gemacht, weil das Risiko zu groß war. Ich selbst kann auf mich aufpassen, so gut es geht, und wenn die Kugel kommt, dann kommt sie nur für mich. Wenn ich Familie gehabt hätte, dann wäre sie auch für meine Frau und die Kinder gekommen.

Wie hat der BND Ihre Glaubwürdigkeit überprüft?

Ich gehe immer sehr gut vorbereitet in so Dinge rein. Gleich am Anfang habe ich Herrn und Frau Schiller mit überzeugendem Material bombardiert. Ich habe meine Ausweise gezeigt, meinen Arbeitsvertrag mit der LGT und Akten meiner Verfahren in Vaduz. Sie wollten zuerst wissen, was meine Motivation ist. Ist es Rache, ist es Mitleid, ist es Geld? Für sie war ausschlaggebend, dass ich tatsächlich Liechtensteiner Bürger bin und bei der LGT gearbeitet habe. Und da ich mit Haut und Haaren Liechtensteiner bin und meine Beweggründe gut erklären konnte, haben sie es begriffen.

Über was sprachen Sie beim ersten Treffen mit den Geheimdienstagenten?

Im Gegensatz zu späteren Treffen mit Vertretern anderer Länder, wo mein Gegenüber manchmal nicht wusste, was ein Treuhandkonto ist, war ich beim BND überrascht. Der Herr Schiller hatte ein ganz gutes Wissen, nicht nur über allgemeine

organisierte Kriminalität und Geldwäscherei. Und die Frau Schiller, die kam aus dem Rechtsbereich.

Haben Sie zu der Zeit auch mit Behörden aus anderen Ländern verhandelt?

Ja. Zuerst habe ich sie auf den neuesten Stand gebracht und später dann die jeweiligen vollständigen Datensätze persönlich überbracht. Oder überbringen lassen. Ich hatte dies auch dem BND erzählt.

Sie sind also mehrgleisig gefahren.

Ja. Hauptsächlich aus sicherheitstechnischen Überlegungen. Man darf nicht vergessen, ich musste immer aufpassen, ich bin ja eine Ein-Mann-Show und keine Armee.

Mit wie vielen Ländern haben Sie kooperiert?

Mit jedem, der wollte.

Können Sie eine Zahl nennen?

Es sind zwölf, 13, mein Gott, ich glaube es sind 13 Länder.

Haben Sie an die anderen Geheimdienste auch einfach eine E-Mail geschrieben?

Nein, keiner macht es einem so einfach wie der BND.

Wann haben die Agenten die Daten das erste Mal zu sehen bekommen?

Der BND war vor allem interessiert an der Struktur und den Abläufen bezüglich Geldwäscherei und organisierter Kriminalität. Die waren nie interessiert an der Steuerhinterziehung. Erst nach dem fünften oder sechsten Treffen mit den Schillers

2006 war ich einverstanden, dass die Steuerfahnder hinzugezogen wurden. Ich habe etwas mehr als zehn Prozent der deutschen Daten, 150 Namen von Stiftungen, kopiert und mitgebracht. Die waren hoch begeistert. Schon ohne Datenabgleich mit ihren Computern waren die Steuerfahnder von der Echtheit der Daten sofort überzeugt.

Kannten die Steuerfahnder einige der Stiftungsbesitzer?

Von den 150 Stiftungen kannten sie nur zwei. Deren Inhaber hatten ihr Vermögen, das die LGT verwaltete, in Deutschland versteuert.

Sie haben damals fünf Millionen Euro Honorar bekommen. Wie kam das zustande?

Mir war alles recht, was mir der BND in Sachen Sicherheit anbot. Aber ich hab schon gefragt, was für mich dabei herauspringt, wenn ich schon untertauchen muss. Die Summe haben die Steuerfahnder vorgeschlagen. Die fünf Millionen waren ein Prozent der geschätzten Steuereinnahmen. Sie gingen von einer halben Milliarde Euro aus. Ein Prozent davon an mich auszuzahlen, sahen die Steuerfahnder auch als vertretbar an in der Argumentation gegenüber der Kanzlerin und dem Finanzminister. Aber es war schon eine Riesen-Überraschung, für mich und den BND, dass es grünes Licht von den beiden gab. Wie hieß noch mal der Finanzminister damals?

Peer Steinbrück.

Genau! Wie Steinbrück damals schon sagte: Es war das Geschäft seines Lebens. Und das glaube ich auch.

Ebenso für Sie. Auch bei den Amerikanern haben Sie ordentlich kassiert. Dort gibt es eine Regelung, die Steuerinformanten bis zu 30 Prozent der eingenommenen Summe verspricht. Wie viele Millionen bekamen Sie denn aus Amerika?

Tja, Amerika ist Amerika. Wie gesagt, Geld ist eigentlich nicht wichtig.

# ReporterFORUM

[www.reporter-forum.de](http://www.reporter-forum.de)

Das sagen Sie so als vielfacher Millionär.

Ja! Aber es kommt darauf an, was man mit dem Geld macht.

Was machen Sie mit dem vielen Geld?

Also Aktien hatte ich zum Glück jetzt keine gekauft.

Wie legen Sie Ihr Geld dann an?

Ich lege es nicht in europäische Staatsanleihen an (hustet). Ich habe mich gerade verschluckt, vermutlich wegen der vielen Millionen (lacht).

Was machen Sie nun mit Ihrem vielen Geld?

Ich habe keinen Ferrari, Porsche oder Lamborghini. Das ist nicht mein Ding. Man darf nicht vergessen, woher man kommt. Ich bin zwar Liechtensteiner, aber ganz normal aufgewachsen. Und ich bin ein bescheidener Mensch.

Am 19. Februar 2008, fünf Tage nach der Verhaftung von Post-Chef Zumwinkel, veröffentlichte das „Wall Street Journal“ Ihren Namen. Viele internationale Medien folgten. Sie waren damit enttarnt als Datendieb der LGT. Was ging Ihnen da durch den Kopf?

Ein wenig überrascht war ich, weil es so schnell herausgekommen war. Ich hatte Liechtenstein schon 2005 verlassen und wusste, was auf mich zukommen würde. Ich wurde auch sehr gut seitens des BND vorbereitet.

Was war das für ein Gefühl, als Sie die CD den Steuerfahndern übergaben und die Daten endlich los waren?

Ich will es nicht abstreiten. Da waren neun Jahre aufgestauter Stress, Hass und das Ungerechtigkeitsgefühl seit dem Vorfall in Argentinien 1997. Das hatte in diesem Moment sein Gegenstück gefunden.

Können Sie Ihr Gefühl näher beschreiben?

Genugtuung. Wenn ich eins hatte, dann war es ungeheure Genugtuung!

Seit dem Datendiebstahl ist Ihr Leben sehr kompliziert geworden. War es das wert?

Die Frage stellt sich für mich gar nicht. Ich wusste, dass ich mit diesem Entscheid für viele Menschen eine unangenehme Situation schaffe. Aber Zumwinkel & Co. wussten ja auch, was sie tun und was recht war und was nicht. Da hab ich kein schlechtes Gewissen wegen denen. Ihm und dem Geschäftsmann aus Düsseldorf kann ich nur empfehlen, mein Buch zu lesen. Dann verstehen sie auch, dass es nicht meine Schuld ist, dass es so kam, wie es gekommen ist. Hans-Adam kann ich nur sagen: Wer anderen eine Grube gräbt, fällt selbst hinein.

Warum veröffentlichen Sie das Buch erst jetzt?

Seit Frühjahr 2008 sind Hans-Adam und die hohen Finanzherren in Vaduz geradezu krankhaft damit beschäftigt, ein Bild eines bösen, hoch kriminellen Kiebers zu kreieren und zu pflegen. Mit immer ausgefeilteren Methoden. Und dem will ich jetzt etwas entgegenhalten.

Sie scheinen nichts dem Zufall zu überlassen und planen alles ganz genau. Was kommt als Nächstes?

Ich habe Pläne wie jeder andere normale Mensch in meinem Alter auch: gesund bleiben und alt werden und jeden Tag ein bisschen weiser.

Ihre Mutter hat im Interview mit einer Boulevardzeitung gesagt, dass ihr Sohn am liebsten eine Familie gründen will.

Ja, wer will das nicht? Aus verständlichen Gründen kann ich über mein persönliches Leben nicht viel erzählen. Ich würde ja gern sagen, was ich den ganzen Tag mache, aber ich kann nicht. Alles, was ich in Bezug auf meine Familie sage, könnte Rückschlüsse für meinen Jäger Hans-Adam zulassen. Das kann ich nicht machen. Hans-Adam hat ganz viele Mittel zur Hand. Der kann dann wieder ein Profil von mir erstellen.

Nach Liechtenstein werden Sie wohl nicht zurückkehren, oder?

Sag niemals nie, nicht? Gut, lebend kann ich nie mehr zurück. Das heimische Volk wird mich vermutlich in 30, 40 Jahren vergessen, nehme ich mal an. Das Blaublut in Liechtenstein allerdings denkt nicht in Jahren oder Jahrzehnten, die denken in Jahrhunderten. Die ganze Sippe wird mich auf immer und ewig hassen wie die Pest.

Mitarbeit: Johannes Gunst, Dirk Liedtke, Nina Plonka

Kasten:

Die Akte Zumwinkel

Bargeld fürs Schloss in Italien

Der Kunde, so heißt es in den Anweisungen der LGT Treuhand, „bleibt meistens über Mittag“. Es sei dann „jeweils ein kleiner Lunch zu organisieren Sandwiches etc“. Klaus Zumwinkel galt als „sehr sensibler Kunde!!!“ Im Frühjahr 2000 kam er nach Liechtenstein, um 225 Millionen Lire, umgerechnet rund 120.000 Euro, für die Renovierung seines Schlosses Tenno am Gardasee abzuholen. „Trotz des Hinweises auf das Risiko“, so vermerkt der Berater, habe „Z“ beschlossen, „das Geld bar mitzunehmen“. Man beruhigt sich, dem Post-Chef komme an der Grenze „die hohe Frequenz des Osterverkehrs“ zugute.



Niemals durften Treuhandmitarbeiter Zumwinkel von sich aus kontaktieren (siehe oben). „Eine direkte Kontaktaufnahme seinerseits mit der LGT erfolgt nur über das Codewort ‚Abels‘“, heißt es ergänzend.

In seinem Depot hatte er Bundesanleihen, aber auch Papiere aus Kanada, Irland oder der Türkei. Gesamtwert zum Stichtag 30. Juni 2002: 7,561 Millionen Euro. Daneben verfügte er über 793.000 Euro sogenanntes Callgeld und 659.000 Euro auf dem Festgeldkonto.

Im Januar 2009 verurteilte das Landgericht Bochum Zumwinkel wegen Steuerhinterziehung von 2002 bis 2006 zu zwei Jahren Haft auf Bewährung und Zahlung von einer Million Euro. 3,9 Millionen Steuerschuld der letzten zehn Jahre hatte er bereits zuvor beglichen.

## „Advantage Becker“

Von Benjamin v. Stuckrad-Barre, Welt am Sonntag, 27.06.2010

### **Prolog**

Der erste Deutsche, der ihm an jenem 7. Juli 1985 persönlich zum Sieg in Wimbledon gratulierte, war der damalige Bundespräsident Richard von Weizsäcker, die Eltern drangen erst viel später zu ihm vor, und eigentlich war das eine ganz gute Vorbereitung auf alles Weitere. Jahre später erzählte ihm Günter Grass in einer Bar die Geschichte von Sisyphos und gab ihm des Weiteren Tipps, wie man all seinen Kindern, auch wenn sie von verschiedenen Müttern sind, ein guter Vater sein kann; mit Gary Kasparow spielte er Schach, Martin Walser schrieb über ihn einen leidenschaftlichen Fan-Essay, sein Nachbar heißt Michael Ballack, der wohnt schräg gegenüber, und das riesige Helmut-Newton-Buch auf dem mitgelieferten Metallklappgestell im Flur ist ein Geschenk von Günter Netzer.

Kurzum, die Rede ist von Boris Becker.

Wenn wir heute über Boris Becker nachdenken, fällt uns vieles ein, das nichts mit Tennis zu tun hat, und das ist eigentlich bedauerlich, aber nicht anders zu erklären als: mit Tennis. Mit der Art, wie er gespielt hat, ob er gewann oder verlor, immer war es spektakulär und eine Angelegenheit von höchstem nationalen Interesse; vor genau 25 wurde aus dem allzu sprichwörtlichen 17-Jährigen Leimener ein Weltstar, ein deutscher Held der Gegenwart, und was könnte schöner sein, als einfach mit ihm zusammen dieses Spiel noch mal zu gucken, das damals schlagartig den Becker-Wahn in Deutschland auslöste.

Von seinem Wohnzimmer aus kann man, hinter Zaun und Bäumen, sein Wohnzimmer sehen. Hä, wie? Ja, im Falle Boris Becker geht es um Spiegelungen der Spiegelung, und da passt das ganz gut: Als sein Wohnzimmer hat Boris Becker einst

# ReporterFORUM

[www.reporter-forum.de](http://www.reporter-forum.de)

Wimbledon – das Turnier, das Stadion, den Stadtteil – bezeichnet, und wie so vieles haben ihm die Deutschen das nachgesprochen, Wimbledon ist Boris Beckers Wohnzimmer. Stätte seiner größten Triumphe, auch bitterer Niederlagen, auf jeden Fall mit dem Turniersieg 1985 der Mythos-Geburtsort: Hier ist er ins Weltruhmeslicht getreten, und hier hat er kreisschließend seine sogenannte aktive Laufbahn beendet. Er hat aber auch ein herkömmliches Wohnzimmer, natürlich hat er auf der Welt verstreut mehrere, aber heute treffen wir ihn in seinem Haus in Wimbledon, das er vor gut einem Jahr bezog, Treffpunkt ist somit das Wohnzimmer im Wohnzimmer.

Hinein also in die zum deutschen Allgemeingut gehörende, seit 25 Jahren medienübergreifend zu verfolgende, ja kaum verpassbare Seifenoper „Boris Becker“, und so seltsam es einem vorkommt, nicht nur mit Bildern von ihm, sondern mit dem echten Menschen Boris Becker konfrontiert und tatsächlich in einem Raum zu sein, so schämt man sich doch für das augenblicklich sich einstellende Gefühl der Vertrautheit, man kennt ja die komplette Familie seit Jahren aus Zeitungen und Fernsehen: seine Frau Lilly, hallo Lilly, den zehnjährigen Sohn Elias aus erster Ehe, der einen, kaum angekommen, sogleich zum Fußballspielen im Garten drängt, und man macht gleich mit, fühlt sich kaum fremd, oder anders, man fühlt sich, als habe man gerade das Innere eines Fernsehapparats betreten. Alle da. Ein heiterer Sprachenmix schwirrt durch die Luft, Deutsch, Englisch, Holländisch – genau, dies ist eine moderne Patchwork-Familie und, wenn man so will: der Gegenentwurf zum hypothekbelasteten Einfamilienhaus in Leimen.

Lilly wacht über die Fernbedienung, Play, auf geht's, schauen wir uns auf dem großen Bildschirm überm Kamin das Spiel der Spiele an, das Herren-Wimbledonfinale des Jahres 1985. Ganz wichtig jetzt: ihn siezen! Herr Becker! Nicht du, Boris, du. Das tut gut. Das steht ihm auch gut. Wenn man über ihn in der „Bild“-Zeitung liest, ihn bei „Wetten dass..?“ durch ein brennendes Herz hechten sieht, ist es unmöglich, ihn zu siezen. Aber wie er jetzt so auf dem Sofa neben einem sitzt, und man zugleich auf dem Bildschirm sieht, was er geleistet hat, was für ein KING er war, steigt der Respekt ins Unermessliche. Schön, mal wieder über Tennis mit ihm zu sprechen. Dieser Boris Becker! Herr Becker! Sir! Es ist so: Wenn sogar dieser Mann uncool und zuweilen lächerlich „rüberkommt“ in den Medien, dann sagt das weniger über ihn als über die

Medien selbst, diese Mythoszerstörungsmaschinerie, die tatsächlich jeden zermalmt, die sogar Boris Becker, so herum ist es richtig, lächerlich aussehen lässt. Also, schön siezen, bei der Sache bleiben, bei diesem epochalen Sieg 1985, seiner „persönlichen Mondlandung“, wie er selbst diesen Sieg in einer Bier-Reklame genannt hat, ja wir sollten uns angewöhnen, sogar das Wort „Bier-Reklame“ im Zusammenhang mit Boris Becker hämefrei auszusprechen, denn tatsächlich betrat er 1985 eine Sphäre, die niemand vor und nach ihm betreten hat. Das muss man beim Sprechen über Boris Becker, das ja meist ein Urteilen ist, bitte immer mitbedacht werden.

## **1. Satz**

Kommentator: Sonntag, der 7. Juli 1985, wenige Minuten vor dem Endspiel, welches ein historisches werden könnte.

Aus dem Spielereingang zum „heiliger Rasen“ genannten Centre Court treten die Finalisten Kevin Curren und Boris Becker – ja, die hellblaue Trainingsjacke! Mittlerweile ein weltweit gefragtes Museumsexponat. Zwischen Beckers Lippen eine goldene Halskette, ein Geschenk der Mutter, er kaut darauf rum.

Elias: Papa!

BB: Ja, guck mal, die gleichen Haare wie du, siehste das? Und immer mit Pullunder, ich liebe Pullunder, da lachen immer alle, aber ich bin ein absoluter Pullunder-Fan, damals wie heute, ich habe vorhin sogar überlegt, mir heute auch einen anzuziehen, habe es aber dann gelassen.

Er trägt heute ein schwarzes Lou-Reed-T-Shirt. Warum? Nun, ganz einfach, Lou Reeds Hit „Walk on the wilde side“ sei eines seiner absoluten Lieblingslieder.

Kommentator: Nie bisher seit 1877 siegte hier so ein krasser Außenseiter, nie ein Deutscher, nie ein so junger Spieler. In diesen zwei Wimbledonwochen hat sich die Welt für Boris Becker verändert. Er ist in dieser Zeit wohl mehr als 14 Tage älter geworden. Zwischen ihm und dem Sieg steht noch Kevin Curren.

# ReporterFORUM

[www.reporter-forum.de](http://www.reporter-forum.de)

BB: Man sieht hier, ich überhole Curren beim Gang auf den Platz, das war mir wichtig, da schon Entschlossenheit zu zeigen, vor meinem Gegner den Platz zu betreten, und ich wollte mir den Stuhl beim Schiedsrichter aussuchen können. Und immer, hier sieht man's, mit dem rechten Fuß zuerst auf den Rasen zu treten, das war auch so ein Ritual von mir. So, und dann wird per Münzwurf ausgelost, wer zuerst aufschlägt, Wappen oder Zahl, Kevin Curren hat die Wahl gewonnen, und ich habe mir noch gedacht, warum wählt denn der damals weltbeste Aufschlagspieler Rückschlag – was für'n Schwächling! Aha, Curren schüttelt sich die Beine aus, man sieht, der ist nervös.

Hoppla, weiße Tennisbälle! 1985 war das letzte Jahr, in dem bei solchen Weltturnieren noch mit weißen, nicht neongelben Tennisbällen gespielt wurde. Ha, die Erinnerung trägt, im Gedächtnis sind gelbe Bälle abgespeichert – und beckersches Bananenessen unterm Handtuch, aber auch das kam erst bei späteren Turnieren.

Kommentator: So kommt Becker schnell zum ersten Satzball. Ausgerechnet der zehn Jahre ältere Curren zeigte Nerven. Schon dieser erste Satzgewinn kommt ins Wimbledon-Buch der Rekorde, denn nie gewann ein Ungesetzter einen Satz im Endspiel.

BB: 25 Jahre... Wenn ich diese alten Bilder sehe, ist mir vieles noch erstaunlich präsent, aber wie ich mich dann vom Kind zum jungen Mann zum Familienvater entwickelt habe – das kommt mir vor wie 100 Jahre, was in diesen 25 Jahren menschlich mit mir und um mich herum passiert ist. Dünn war ich, hm, Lilly?

Lilly: Ach, du bist immer noch dünn, Schatzi, du bist immer noch dünn!

Advantage Becker!

## **2. Satz**

Kommentator: Auch im zweiten Satz sorgt Becker für Probleme seines Gegners. Es steht drei beide, wieder so ein Patzer von Curren, drei Breakbälle für Becker.

BB: Der Kommentator sagt Breakbälle, ich sage Matchbälle. Wenn ich ihm diesen Aufschlag abgenommen hätte und dann meinen Aufschlag durchgebracht, hätte ich den

# ReporterFORUM

[www.reporter-forum.de](http://www.reporter-forum.de)

zweiten Satz auch sicher gewonnen und damit im Grunde schon das ganze Spiel. Aber er kam wieder zurück.

Drama jetzt, Becker springt quer durch die Luft, erreicht den Ball noch, Netzroller, Curren bekommt ihn noch mal übers Netz, Becker dann nicht mehr.

Kommentator: Sogar Curren applaudiert dem jungen Mann, aber Curren hat die drei Breakbälle abgewehrt.

Lilly: War der Amerikaner, der Curren?

BB: Südafrikaner.

Lilly: Ah so.

BB: Und jetzt kommt er, jetzt habe ich einen Schuss in die Hüfte bekommen und Selbstbewusstsein verloren, Curren hat was gewonnen und fängt an, besser zu spielen als ich.

Elias: Papa, hast du das Spiel gewonnen?

BB: Schau doch hin!!

Lustig, dass dieses Spiel für den familienfremden Besucher, einen alles in allem normalen Deutschen, ein so epochales Ereignis darstellt, unauslöschlich im

kollektiven 80er-Jahre-Bildergedächtnis: Challenger-Explosion, Live Aid, Tschernobyl, Wimbledon, Maueröffnung – für Beckers Familie hingegen gar nicht so: Gattin Lilly scheint tatsächlich nicht sonderlich viel über die Tenniskarriere ihres Mannes zu wissen. Unglaublich, dennoch wahr: Elias und sie sehen das jetzt zum ersten Mal, höflich interessiert, mehr nicht.

Kommentator: Curren scheint sein Selbstbewusstsein wiedergefunden zu haben, er spielt jetzt viel besser, 6:6, Tie-Break.

Lilly: Und dieses Spiel hat damals wirklich halb Deutschland angeguckt, ja?

BB: Wie meinst du das, „halb Deutschland“? (Lachend) Ganz Deutschland hat das geguckt! Und etwa 500 Millionen Menschen insgesamt, weltweit. Ich gebe jetzt ein bisschen an (lacht).

# ReporterFORUM

[www.reporter-forum.de](http://www.reporter-forum.de)

Lilly: Ich war neun Jahre alt, ich habe mit Barbie und Ken gespielt.

Kommentator: Becker führt 4:2. Seitenwechsel.

BB: Und Achtung, wie ich an Curren vorbeilaufe...

Becker hat schneller die Netzlinie überquert, weicht Curren nicht aus, hätte ihn mit der Schulter angerempelt – wenn Curren nicht im letzten Moment ausgewichen wäre.

BB: Ich berühre fast seine Schulter, aber er dreht sich weg. Dem Gegner nicht ausweichen, das ist wichtig.

Becker geht weiter, zupft unschuldig dreinblickend die Saiten seines Schlägers. Psychologische Kriegsführung! Weiter geht's. Becker springt artistisch in der seither als „Becker-Hecht“ geläufigen Manier, erreicht den Ball noch, schlägt ihn aber knapp ins Aus.

Kommentator: Diese Hecht-Sprünge gehören zu meinem Spiel, hat der Junge gesagt. Der Patron Ion Tiriac und Trainer Günther Bosch scheinen weniger davon angetan.

Zwischenschnitt auf die Tribüne: Günther Bosch, wie so oft solidarisch gleich gekleidet wie sein, ja, man muss wohl sagen: „Schützling“; auch im Pullunder also.

BB: Günther Bosch! Mit skeptischem Blick.

Lilly: Wer ist der Typ?

Unglaublich! Sie weiß tatsächlich nicht, wer Günther Bosch war! Ist das angenehm – das freut einen wirklich für Boris Becker, dass er ganz offensichtlich kein Tennis-Groupie geheiratet hat. Nicht desinteressiert, durchaus liebevoll mitguckend jetzt, zwischendurch packt sie ein paar mit der Post gekommene, verspätete Geschenke zur Geburt des gemeinsamen Kindes Amadeus aus, und es wirkt so, als wisse sie wenig bis nichts Genaues über das gloriose Tennis-Vorleben ihres Mannes, über dieses ganze hysterische Boris-Becker-Ding.

BB: Der war mein Trainer.

Neben Günther Bosch zündet sich Ion Tiriac, Beckers damaliger Manager, eine Zigarette an. Der Rumäne Tiriac sieht wie üblich furchterregend aus, mit Mafia-Sonnenbrille und Riesenschnauzbar.

# ReporterFORUM

[www.reporter-forum.de](http://www.reporter-forum.de)

BB: Tiriac damals, guck! Heiß, oder? Da sieht man die Freundin von Kevin Curren, die Blonde da auf der Tribüne.

Lilly: Und hattest du auch eine Freundin zu der Zeit?

BB (schmunzelnd): Nee, ich war noch nicht ganz sicher, ob ich nicht vielleicht schwul bin.

Lilly: Doch, du hattest eine!

BB: Ja, aber die war nicht da, die war in Monaco. Benedict.

Na klar! Benedict, Polizistentochter! All diese Namen: Wegmarkierungen des deutschen Publikums. Man kann ja sämtliche Lebensgefährtinnen, Trainer und Geschäftspartner Beckers ab 1985 aus dem Gedächtnis chronologisch aufsagen, das Personal der Boris-Becker-Seifenoper, seine Triumphe und Abstürze, sportlich wie privat und geschäftlich, Boris suuuper, Drama um Boris, Boris hier, Boris da, neues Glück, Steuer-Prozess, uneheliches Kind, Scheidungsdrama, groteske Geschäftsideen, neue Frau...

Lilly: Die Freundin von Curren ist doch auch süß.

BB: Texanerin. Aber ich steh ja nicht so auf Blond.

Allgemeines Lachen auf allen Sofas, stimmt, das weiß man, Becker Frauen und Freundinnen waren fast ausnahmslos solchen Typs, der in Deutschland gemeinhin und alltagsrassistisch als „exotisch“ bezeichnet wird.

Kommentator: Nur 4:3 für Becker – und der 4:4-Ausgleich durch diesen Volley.

Currens Freundin schöpft wieder Hoffnung, klatscht demonstrativ. Aus dem Publikum Rufe: Come on Becker!!

Elias (belustigt): Come on, Becker!

BB: Aaaaah, das war jetzt ein Dämpfer. Einen Satz habe ich gewonnen, einen er, jetzt weiß ich, okay, es wird ein langes Spiel.

Och na ja, für Becker-Verhältnisse war das ja wohl ein sehr stringenter, schneller Sieg: Vier Sätze in 3 Stunden und 18 Minuten, das war doch ein vergleichsweise glatter Durchmarsch – wie wir in den Folgejahren mit ihm gezittert haben bei klassischen



Becker-Spielen, Stunde um Stunde, fünf endlose Sätze! Man konnte sich da herrlich reinsteigern, Becker schlug stellvertretend für uns die großen Schlachten, „Becker-Passionen“ nannte Martin Walser das und schrieb, das muss man Becker jetzt einfach vorlesen hier im Wohnzimmer: „Wenn Boris Becker gewinnt, sieht er aus wie ein Kind von Kirk Douglas und Burt Lancaster. Wenn er verliert, sieht er aus wie er selbst.“

BB: Da diene ich als Projektionsfläche, ob das jetzt Martin Walser ist oder Manfred Schmidt, ist dann auch egal, in dem Fall ist er Fan und sieht diesen 17-jährigen Leimener, oder noch besser war ja immer die Formulierung „der 17-jährigste Leimener“, der einen Traum lebt, und da denkt der Fan, wow, wir haben auch einen, der es mit den ganz Großen aufnehmen kann, und wenn ich dann verlor, schaute der Fan wieder auf sein eigenes Leben und merkte, ach, schade, der Becker ist ja auch nur ein Mensch.

### **3. Satz**

Kommentator: Nun ist aus dem Match ein sehr gutes Finale geworden. Die Frage ist nun, wer zuerst dem Druck des anderen nachgibt. Im dritten Satz scheint es Becker zu sein. Drei beide, 0:40.

BB: Ich sehe da schon ein bisschen mitgenommen aus, drei Breakbälle, jetzt wird's eng.

Lilly: Was dachtest du da, Babe?

BB: Shit, dachte ich.

Schnitt auf die Tribüne: Freundin und Schwiegermutter Currens, siegessicher.

BB: Tja, Ladies, zu früh gefreut. Ah, mein Trainer wird langsam hektisch.

Günther Bosch reibt sich auffällig um Unauffälligkeit bemüht am Kopf, mit ausgestrecktem Zeigefinger.

Kommentator: Was mag Günther Bosch seinem Schützling signalisieren wollen?

BB: Ball höher werfen beim Aufschlag vielleicht.

# ReporterFORUM

[www.reporter-forum.de](http://www.reporter-forum.de)

Jetzt fliegt sogar Curren einem Ball hinterher, wie es sonst nur Becker tut.

BB (sanft ironisch): Der kann das also auch, sieh an.

Kommentator: Imitiert der Ältere jetzt gar den Stil des Teenagers?

Currens Freundin knabbert an ihren Fingernägeln, Curren nimmt Becker den Aufschlag ab, geht im dritten Satz 4:3 in Führung. Der heutige Becker schüttelt ungläubig den Kopf, das hat er so nicht in Erinnerung, er rutscht auf dem Sofa nach vorn.

BB: Ouh, Break?! Was? Hä? Ich glaub es nicht, der hat mir meinen Aufschlag abgenommen!

Aber es ist ja dann gut ausgegangen, wissen wir zum Glück. Raunen jetzt im beckerschen Wohnzimmer, dem echten, 2010, es wird in die Sofakissen geboxt, Daumen werden gedrückt: Papa! Oh, Babe! Come on!

Kommentator: Nun muss der 17-Jährige zeigen, was in ihm steckt. Und er zeigt es. 4:3 für Curren – aber 0:30 nach diesem verschlagenen Schmetterball.

BB (klatscht zufrieden in die Hände): Verhaut der den Ball, hm? Jetzt merke ich, ah, Curren wird wieder hektisch.

Lilly hat Kekse und Pralinen auf den Wohnzimmertisch gestellt, Becker nimmt sich einen großen Keks, lehnt sich dann wieder zurück, kaut den Keks – er weiß ja, wie das Spiel ausgeht.

Lilly: Wie alt war der Curren noch mal?

BB: Er war 27.

Lilly: Ach, zehn Jahre älter? Deshalb ist der so langsam.

BB: Was? Ist doch kein Alter, 27 – also bitte!

Currens Freundin auf der Tribüne vergräbt ihren Kopf in den Händen.

Kommentator: Diesmal sitzt Beckers Return dort, wo er hin soll. 4:4. Ein Konter bei solch kritischem Spielstand sagt alles über das Selbstbewusstsein dieses Jungen.

BB: Das war natürlich spielentscheidend.

# ReporterFORUM

[www.reporter-forum.de](http://www.reporter-forum.de)

Kommentator: Was wird Curren tun? 4:5 und 30:15.

BB: Oh, oh, Doppelfehler, er zeigt Nerven!

Lilly (kichernd): Guck, wie du dich bewegst.

Sie steht auf, imitiert den Jungen vom Bildschirm, die Jubel-Fäuste, das Trippeln. Man will sich da jetzt nicht einmischen, müsste ihr aber vielleicht erklären, dass all diese Posen, Becker-Faust und Becker-Hecht, seit 1985 zum deutschen Kulturerbe gehören.

BB: Machst dich über meine Schritte lustig? Das gibt's doch gar nicht!

Kommentator: 30:40, Satzball für eine 2:1-Satzführung Beckers.

BB: Guck, jetzt unterbreche ich, das ist natürlich ein klassischer Becker.

Ein toller Moment: Curren will gerade aufschlagen, nimmt schon Schwung auf, da dreht Becker sich um, hört man ihn da „Moment!“ in die Stille sagen? Noch mal schön die Stirn mit dem Schweißband abwischen, bisschen an den Schlägersaiten herumspielen, den Gegner aus dem Rhythmus bringen – okay, auf geht's.

BB (stolz und verschämt): Was ich da für Sachen gemacht habe, hm?

Currens Freundin kaut intensiv an ihren Fingernägeln herum. Aber: Einstand. Becker flucht, erringt dann erneut einen Satzball, fliegt einmal mehr angstlos durch die Luft, radiert den Rasen mit dem ganzen Körper, T-Shirt und Hose jetzt stark verschmutzt.

Lilly (fast erschrocken): Oh, Baby!

Kommentator: Er sieht aus, als käme er von einem Fußballfeld.

BB: Ich blute am rechten Knie, okay, aber was ist da los, Satzball, Satzball – und ich mach's nicht!

Kommentator: Und – Spiel Curren, 6:6, auch dieser dritte Satz wird also erst im Tie-Break entschieden.

BB: Ich konnte jetzt in der Schlussphase seine stärkste Waffe, den Aufschlag, lesen, und nun wird er sauer.

# ReporterFORUM

[www.reporter-forum.de](http://www.reporter-forum.de)

Currens Freundin wird immer nervöser, drückt die Daumen, guckt hin, guckt weg, guckt wieder hin. Becker, im heldenhaft verdreckten Shirt, schlägt ein Ass, 4:0.

Kommentator: Wieder einer von diesen weißen Blitzen Marke Becker.

Und noch einer: 5:0. Doppelfehler Curren, 6:0, Seitenwechsel, wieder das Spiel mit der Schulterberührung.

Lilly (empört, besorgt): Hat er dich gerammt?

BB (stolz): Ich hab ihn gerammt! Die ganze Zeit sind wir da bei den Seitenwechseln mit unseren Schultern zugange – bemerkt der Kommentator gar nicht.

Nach dem Schulterberührungsspiel macht Becker immer irgendwas Ablenkendes, diesmal begutachtet er nachdenklich seinen aufgeschürften Ellenbogen, weiter geht's.

Kommentator: Dieser Doppelfehler Currens beschert Becker weitere sechs Satzballen.

BB: Jetzt hat er auf meinen Körper gezielt – gibt ja so ungeschriebene Regeln, das zum Beispiel macht man eigentlich nicht, und dass er es dennoch getan hat, war für mich ein weiterer Hinweis darauf, dass er langsam, aber sicher die Nerven verliert.

Kommentator: Dieser fantastische Vorhand-Return bringt dem Deutschen die 2:1-Satzführung.

Die beiden nehmen auf den Stühlen links und rechts des Schiedsrichter-Hochsitzes Platz, Becker wechselt das T-Shirt, man sieht seinen weißen Oberkörper, darauf diverse Abschürfungen und Hämatome.

Kommentator: Dies ist der Rücken eines Tennis-Akrobaten, nicht der eines Rugby-Spielers.

BB: Der Rücken eines Kindes, würde ich eher sagen, wie das aussieht.

Kommentator: Wer mag jetzt noch sagen, dass dieser junge Mann nicht auch dieses Finale gewinnen kann?

## 4. Satz

Kommentator: Erstes Spiel, vierter Satz, Curren führt 30:15, die krachende Vorhand des Boris Becker – und 30 beide.

Lilly: Warst du nicht erschöpft?

BB: Nee, ich hab gemerkt, dass ich jetzt nah dran bin, zu breaken und endgültig die Nase vorn zu haben, dann nur noch meine Aufschläge durchbringen muss, um das Match nach Hause zu bringen.

Kommentator: Und noch ein Return vom gleichen Kaliber, diesmal mit der Rückhand.

Auf der Tribüne klatscht nun sogar Ion Tiriac. Die Curren-Freundin ist verzweifelt.

Kommentator: Currens Anhang leidet mit ihm, Becker führt im vierten Satz 5:3, vielleicht ist in wenigen Minuten alles vorbei. Matchball Becker.

BB: Das hätt's schon sein können, aber so kurz vor dem möglichen Sieg wurde ich nun doch nervös, Arme werden schwer, Beine werden schwer – fast Angst vorm Sieg.

Kommentator: Der Amerikaner aus Südafrika hat nicht immer gut gespielt, aber es gelang ihm wenigstens, diesen Matchball abzuwehren.

Currens Freundin auf der Tribüne greift sich in die Haare, untersucht ihre Fingernägel, ob es da noch was zu kauen gibt.

Kommentator: Und jetzt schlägt der blonde Junge auf.

BB: So, und jetzt war ich hektisch, das weiß ich heute noch genau.

Beckers erster Aufschlag berührt die Netzkante, Tiriac krault sich den Schnurrbart, Currens Freundin wirkt, als müsse sie mal dringend aufs Klo.

BB: So, jetzt beim zweiten Aufschlag, da hatte ich auf einmal überhaupt kein Gefühl mehr – bupp, Doppelfehler! Da schreie mich selbst an, um mich so 'n bisschen aus der Nervosität zu befreien.

Kommentator: Wird Becker Geschichte schreiben?

# ReporterFORUM

[www.reporter-forum.de](http://www.reporter-forum.de)

BB: Die Bedeutung und die Historie begreift man in dem Moment nicht. Ion Tiriac hat mich sehr beschützt, damit ich meinen Rhythmus nicht verliere. Dass da zum Finale meine Eltern eingeflogen sind, zwischenzeitlich mein Großvater gestorben war, und was in Deutschland für ein „Unser Boris“-Ausnahmestadium herrschte, das habe ich alles nicht mitgekriegt.

Man muss wohl all die unter dem Vergrößerungsglas der Massenmedien fortan ihm passierteten Fehler und Kapriolen als Protest gegen diese massive nationale Vereinnahmung werten. Übrig bleibt dann: ein Held. Nächster Aufschlag, tipptipp, gucken, Schwung holen, gucken, Zunge über die Lippen, Ball in die Luft, Körper hochschrauben – und rummms! Wie hat man bei diesen Aufschlägen, diesem Zunge-über-die-Lippen-Theater jahrelang mitgefiebert!

Kommentator: Currens Rückhandball ist im Aus, 30:15.

Es folgt ein Ass, 40:15, Matchball! Becker lässt beide Fäuste nach vorn schnellen, pustet dann in die rechte, tragt zurück zur Grundlinie. „Quiet please, ladies and gentlemen, thank you, quiet please!“ – die Ladies and Gentlemen auf den Tribünen können sich kaum beruhigen. Und auch hier, in Beckers echtem Wohnzimmer, sind jetzt alle nervös – er wird gewinnen, wird er doch, oder?

BB: Ich nehm’s schon mal vorweg, ich mach jetzt noch mal einen Doppelfehler.

Der erste Aufschlag landet im Aus, der zweite im Netz, Becker schimpft mit sich, Raunen im Publikum, wird er jetzt unsicher?

Kommentator: Ausgerechnet jetzt ein Doppelfehler. Zeigt der bisher so coole Junge doch Nerven?

Lilly: Warst du sauer, Darling?

BB: Ja, sauer auf mein Nervenflattern.

Wir sehen: Bosch kratzt sich am Kopf, Tiriac hat tatsächlich seine Sonnenbrille abgesetzt, selbst er, der Pate, wirkt jetzt nervös. Becker holt Schwung, Zungentheater, Ball in die Luft und –

# ReporterFORUM

[www.reporter-forum.de](http://www.reporter-forum.de)

BB: So, überlege ich mir, wohin habe ich vorher zweimal gut serviert, also noch mal: in die rechte Ecke. Geschafft! Und jetzt kommt hier der Shuffle...

Becker ist noch in der Vorwärtsbewegung, die aus der Wucht dieses letzten, spielbeschließenden Aufschlags resultiert, ballt dann die Fäuste, kommt trippelnd zum Stehen, schreit vernehmlich „Yeeeah!“, reißt die Arme in die Luft, wirft den Kopf in den Nacken. Klick – dieses Bild hängt bald darauf als Poster in Hunderttausenden deutschen Kinder- und Jugendzimmern.

Kommentator: Ein 17-jähriger Junge, der das Spiel auf den roten Ascheplätzen seiner Heimat lernte, und alles so flüssig auf den kurzgeschorenen Rasen Wimbledon übertrug.

BB (lacht stolz): Hehehe – na, Lilly?

Der Becker auf dem Bildschirm dreht sich zu Bosch und Tiriac, geht dann zum Netz, pustet noch mal in die rechte Hand, Händeschütteln über der Netzkante mit dem unterlegenen Curren, geht zu seinem Stuhl, dreht sich noch mal zur Tribüne um, winkt lächelnd.

Lilly: Wem winkst du da?

BB: Ich hatte meine Eltern entdeckt, die saßen auf der Tribüne hinter Tiriac und Bosch.

Er setzt sich auf den Stuhl, fährt sich durch die Haare, zieht die legendäre hellblaue Trainingsjacke an, ein Zeremonienmeister flüstert ihm, was protokollarisch nun von ihm erwartet wird, dann schreitet er zur Trophäenübergabe durch die Herzogin von Kent.

Kommentator: Der Pokal, auf dem als 99. Name nun der des Boris Becker eingraviert wird.

Lilly: Musstest dich beherrschen, da nicht zu weinen, hm?

BB: Nein, nein, ich lächle einfach, weinen musste ich nicht.

Bosch und Tiriac, wie alle der über 13.000 Zuschauer im Stadion, applaudieren stehend, Tiriac hat die Sonnenbrille wieder aufgesetzt, klatscht nur in der halben

Geschwindigkeit Boschs und all der anderen, er ist jetzt wieder Mr. Cool, denn nun ist es an ihm, diesen Erfolg zu Geld zu machen, er hat da auch schon ein paar Ideen, das sieht man ihm direkt an, zwei Stunden Interview = 150.000 Mark, so die Richtung, an jede Werbevertragssumme mindestens eine Null dranhängen; Currens Freundin weiß, dass sie gefilmt wird und tut also, was in diesem Fall zu tun ist: „Sie kämpft mit den Tränen.“

BB: Ich weine nicht – die weint!

Deutschland aber verfiel in einen bis heute anhaltenden Becker-Taumel: „Diese Vorhand schockt die Welt!“, „Jubelschrei durch Deutschland: Boris, du bist der Wahnsinn“. Der nüchternste, hellste Kommentar stand etwas später in der „Washington Post“, lesen wir ihm doch den mal vor: „Vielleicht war er zu jung, um zu wissen, dass er zu jung war, um Wimbledon zu gewinnen.“

BB: Tja, wäre mein Leben anders verlaufen, hätte ich es leichter gehabt, wenn ich mein erstes Wimbledon nicht mit 17, sondern vielleicht mit 22 gewonnen hätte? Ich glaube: ja. Ich habe diesen frühen Sieg manchmal wirklich als Fluch empfunden, plötzlich war ich Legende und Denkmal, obwohl meine Entwicklung als Spieler noch gar nicht abgeschlossen war. Jeder wollte plötzlich was von mir, Menschen haben ihre Kinder nach mir benannt, das hat mir Angst gemacht.

Lilly will jetzt Fußball gucken, also weitersprechen im – so was hat er wirklich – Pokerzimmer.

BB: Da blieb irgendwann nur noch die Flucht ins Ausland. Mein Hauptwohnsitz ist in der Schweiz, aber ich bin oft und gern hier in Wimbledon, hier sind die Menschen diskret und freundlich. Es war mir immer klar, dass ich hier mal herziehen würde. Hm, vielleicht gehen wir einfach mal kurz rüber zum Centre Court, dann erklärt es sich, glaub ich, von selbst.

In einem Bilderrahmen neben Beckers Haustür, auf Augenhöhe, hängt das Gedicht „If –“ von Rudyard Kipling, aus dem zwei Zeilen am Torbogen des Spielereingangs zum Centre Court zu lesen sind: „If you can meet with triumph an disaster / And treat those two imposters just the same“.



BB: Mit 17 kann man gar nicht verstehen, was das wirklich bedeutet, aber ein paar Jahre später, nach Erfahrungen aller Art, Höhen und Tiefen – aha, da habe ich es verstanden.

## **Epilog**

Am umzäunten, schon für das anderntags beginnende Turnier eingerüsteten Geländezugang des „All England Lawn Tennis and Croquet Club“ kommt ein Wachmann mit Wachmannmütze aus seiner Wachmannkombüse und schaut streng, er darf hier niemand Unbefugten reinlassen.

Guten Tag, sein Name, sagt Boris Becker (und man steht mit offenem Mund daneben), sei Boris Becker, er habe hier vor 25 Jahren erstmalig das Turnier gewonnen und er wolle seinem Gast mal kurz das Gelände zeigen, ob das ginge, freundlicherweise?

Nein, sagt der Wachmann ungerührt, er dürfe hier...

Da kommt sein Chef, eilend, dienernd, die Mütze lüftend: Mr. Becker!

Ob er, setzt Becker an – aber der Wachmannchef unterbricht ihn gleich, selbstverständlich, alles dürfe er, wenn er ihm im Gegenzug bitte ein Autogramm schreibe. Aber klar, sogar zwei!

Becker zeigt den Spielertrakt, am Torbogen des Centre-Court-Zugangs die Kipling-Zeilen, zeigt, wo Tiriack, Bosch und die Freundin von Kevin Curren damals saßen, auf welcher Seite er den Matchball verwandelte, wo Richard von Weizsäcker ihm gratulierte – und steht dann kurz schweigend am Rasenrand, dreht sich einmal, lässt das beruhigende Dunkelgrün der Tribünensitze auf sich wirken. Hier gehört er hin, und wenn man ihn hier einmal gesehen hat, wird man es für eine Lüge halten, dass er bei Gottschalk durch ein brennendes Herz gehechtet sein soll.

Er holt tief Luft: Schön. Schön hier, oder?

## „Man muss härter sein als ich“

*Sebastian Deisler war ein Jahrhunderttalent des deutschen Fußballs, doch schon mit 27 Jahren beendete er seine Karriere. Er litt unter schweren Depressionen. Jetzt spricht er darüber, wie das Fußballgeschäft ihn krank machte – und warum er bis heute nicht mit den Kollegen vom FC Bayern redet.*

Von Henning Sußebach und Stefan Willeke, Zeit, 01.10.2009

Wie aus dem Nichts ist er gekommen, der Mann, der fast drei Jahre lang aus der Öffentlichkeit verschwunden war. Plötzlich steht Sebastian Deisler im Hotelfoyer, zurückgekehrt in eine Welt, die früher einmal seine war: Hier, im Fünfsternehotel Colombi in Freiburg, hat die deutsche Fußballnationalmannschaft hin und wieder übernachtet – jene Mannschaft, die Deisler als Spielmacher durch die Weltmeisterschaften 2002, 2006 und 2010 hätte führen sollen. Doch Deislers Laufbahn blieb eine Karriere im Konjunktiv: Sieben Mal an Knie und Leiste operiert, wegen Depressionen behandelt, gab er den Fußball Anfang 2007 auf. Er konnte nicht mehr. Und tauchte unter.

Jetzt ist Sebastian Deisler zurück, 29 Jahre alt, die Hände in den Taschen seiner Jeans, dunkler Pullover, dunkles Jackett, die Haare kurz geschoren, ums Kinn ein kleiner Bart. Sein Gesicht ist voller geworden, der Bauch hat einen Ansatz bekommen. Hotelgäste mustern ihn verstohlen, aber Deisler sieht nicht hin. Er sucht einen Tisch, etwas abseits. Jahrelang hat er nicht öffentlich gesprochen, der Mann, den die Experten in einem Atemzug mit Netzer, Beckham und Zidane nannten, ein Jahrhunderttalent. Kein anderer ist so rätselhaft gescheitert und hat so viele Fragen hinterlassen. Kein anderer bot so viel Gesprächsstoff und hat selbst so konsequent geschwiegen. Ein Journalist hat mit Deisler nun dessen Biografie geschrieben (Michael Rosentritt: Sebastian Deisler. Zurück ins Leben, Edel-Verlag). »Ich wollte mich endlich einmal selbst erklären«, sagt er.

Es ist ein sonniger Herbsttag Ende September, halb eins am Mittag. Vor dem Hotel plätschert kurparkheiter ein Springbrunnen. Sebastian Deisler hat endlich einen Tisch

gefunden, an dem er seine Geschichte erzählen kann. Es ist die Geschichte eines Helden, der nicht zum Helden taugte.

DIE ZEIT: Herr Deisler, Sie waren jahrelang verschwunden. Wo kommen Sie jetzt her?

Sebastian Deisler: Aus Lörrach, meiner Heimatstadt. Ich bin vor zwei Monaten aus Berlin dorthin zurückgezogen, um neu anzufangen. Alles, was mir seit dem Beginn meiner Karriere gefehlt hat, sind doch Wurzeln. Für die anderen war ich ein Star – aber ich habe mich gefühlt wie eine Glühbirne, die einsam von der Decke hängt. Nackt. Für jeden sichtbar. Unter mir war nichts.

ZEIT: Und jetzt wollen Sie sich Ihre verlorene Jugend zurückholen?

Deisler: Nichts werde ich nachholen können. Aber in Lörrach fühle ich mich wohl. Die Stadt ist klein. Meine Mutter wohnt dort, mein Vater. Ich habe meine Eltern wieder, obwohl sie inzwischen getrennt leben. Ich habe eine Wohnung, aus der ich auf meinen Hausberg schauen kann, den Tüllinger Berg. Ein Bild aus meiner Kindheit.

ZEIT: Gibt Ihnen das Halt?

Deisler: Ja, schließlich ist es meine Heimat. Ich war in der letzten Zeit damit beschäftigt, mich vom Fußball zu lösen. Ich weiß ja: Ich werde nie mehr etwas so gut können. Das ist mir schwergefallen, das ist ja kein Geheimnis, meine Depression. Aber ich habe mich trocken geweint.

ZEIT: Warum jetzt ein Buch, wo Sie doch die Öffentlichkeit scheuen?

Deisler: Nicht scheuen, meiden! Und das Buch ist eigentlich ein Buch für mich. Komisch, was? Normalerweise werden Bücher ja für Leser geschrieben. Dieses hier ist zuerst einmal für mich. Nennen Sie es ruhig Teil einer Therapie. Die Arbeit am Buch hat mich viel Kraft gekostet, meine Geschichte ist ja nicht die leichteste und schönste. Die Vergangenheit war wie Brei in meinem Kopf. Das musste raus. Geordnet werden. Ohne dieses Buch hätte ich nicht weitermachen können. Und wenn jemand etwas daraus mitnehmen kann, umso besser.

ZEIT: Welches Kapitel ist Ihnen am wichtigsten?

# ReporterFORUM

[www.reporter-forum.de](http://www.reporter-forum.de)

Deisler: Die Jahre in Berlin, bei Hertha BSC. Damit die Menschen verstehen, was das für ein Wahnsinn war, den sie um mich veranstaltet haben. Sie haben sich zwar Tag für Tag Gedanken über mich gemacht. Aber sie haben mich nie gefragt, wie es mir damit ging.

ZEIT: Dann richtet sich das Buch doch nicht allein an Sie.

Deisler: Es ist so viel über mich geschrieben worden, da musste ich auch mal was sagen. Aber ich kehre damit nicht in die Öffentlichkeit zurück. Es ist mein Abschlussbericht.

ZEIT: Was sollen die Leser erfahren?

Deisler: Ich bin vielleicht empfindsam, aber nicht empfindlich, schon gar nicht schwach, wie viele denken. Ich, schwach? Ich war 19, 20, als die Deutschen meinten, ich könnte ihren Fußball retten. Ich allein. Heute gibt es fünf, sechs Spieler, auf die sich alle Hoffnungen verteilen und die Aufmerksamkeit der Medien. Damals? Gab es noch Michael Ballack, aber der war vier Jahre älter und spielte im idyllischen Kaiserslautern. Mir wurde keine Zeit gelassen. Das sollen die Leute jetzt alles erfahren, vom Anfang bis zum Ende.

Sätze sind das, die klingen, als habe Deisler sie zigmal in seinem Kopf gewendet. Er will sie loswerden, sofort. Man muss seine Geschichte wohl noch einmal von vorne erzählen: Sebastian Deisler wird am 5. Januar 1980 in Lörrach geboren, der Vater ist Elektriker, die Mutter Hausfrau. Mit zwei Jahren bekommt der Sohn den ersten Fußball geschenkt. Als er fünf ist, meldet der Vater ihn im Fußballklub an. In allen Jugendmannschaften ist Sebastian Deisler der Kleinste und Schwächteste, aber auch der Beste. In einer D-Jugend-Saison schießt er 215 Tore, schnell wird er zu einer regionalen Berühmtheit. Zu Auswärtsspielen bringt der Vater ihn nicht mit dem Auto, stattdessen radelt er mit dem Sohn kilometerweit durch den Schwarzwald – damit zum Anpfiff dessen Muskeln warm sind.

»Irgendwann wird er in einem Atemzug mit Walter, Seeler und Beckenbauer genannt werden«

Friedel Rausch, Deislers damaliger Trainer, 1999

»Ein Juwel. Deisler setzt spielerische Akzente und geht über die Schmerzgrenze hinaus. Solche Spieler brauchen wir«

Erich Ribbeck, Bundestrainer, 1999

Mit 15 Jahren wird Deisler in die Jugendnationalmannschaft berufen und wechselt ins Jugendinternat von Borussia Mönchengladbach. Doch schnell beschäftigen ihn neben dem Fußball andere Fragen: Deisler hat unbändiges Heimweh, und in Lörrach kriselt die Ehe seiner Eltern. Von seinem ersten Profigehalt kauft er ihnen eine Eigentumswohnung – ein Versuch, die Beziehung zu retten.

1997 wird Deisler bei der U-17-Weltmeisterschaft in Ägypten zum zweitbesten Spieler des Turniers gewählt, knapp hinter dem Brasilianer Ronaldinho. Ein Jahr später bestreitet er sein erstes Bundesligaspiel für Borussia Mönchengladbach. Und am 6. März 1999 folgt der Tag, der sein Leben verändern wird: Im Spiel gegen 1860 München fällt ihm tief im Mittelfeld der Ball vor die Füße. Deisler startet ein Solo über 60 Meter und schießt den Ball ins Netz. Für den Teenager ist es sein erstes Bundesligator – für die Fans eine Art Erlösung, die tagelang im Fernsehen zu bestaunen ist. So ein Treffer war in Deutschland lange nicht mehr zu sehen. Die Süddeutsche Zeitung meldet: »Der Ball schlug an derselben Stelle ein wie Netzers 2:1 im Pokalfinale gegen Köln 1973.«

Im März 1999 heißen die Nationalspieler nicht Netzer oder Seeler, sondern Jeremies und Jancker. Franz Beckenbauer nennt sie »Rumpelfüßler«. Die Nationalelf spielt erfolglos, Deisler wird zur Projektionsfläche für viele enttäuschte Hoffnungen. 26 Vereine aus ganz Europa bieten um ihn, darunter der FC Barcelona, Real Madrid und der AC Mailand. In einem seiner ersten Interviews sagt Deisler: »Manchmal kann einem das Angst machen.«

Als Borussia Mönchengladbach im Sommer absteigt, wechselt Deisler nach Berlin zu Hertha BSC. Die Boulevardblätter begrüßen Deisler als »Basti Fantasti«, zum

# ReporterFORUM

[www.reporter-forum.de](http://www.reporter-forum.de)

Saisonauftritt kommen 66.000 Menschen ins Olympiastadion. In den ersten Spielen schießt er wunderschöne Tore. Nike, der Ausrüster der Berliner, plant eine große Kampagne mit Deisler. Der Marketingdirektor spricht von einem »upcoming shining star«. Er sucht nach Ecken und Kanten in Deislers Wesen, der Junge dürfe in der geplanten aggressiven Werbeoffensive keinesfalls als »streamline boy« überkommen.

Deisler ist damals 19 Jahre alt.

ZEIT: Herr Deisler, jetzt, da man das Ende Ihres Weges kennt: Waren Sie am Anfang gar nicht stolz, als diese öffentliche Liebe über Sie hereinbrach?

Deisler: Doch, natürlich. Das hat mein Ego gestreichelt. Ich habe mich gefreut, wenn die Leute im Stadion sich gefreut haben. Es hat mir geschmeichelt, dass so viele Kinder mit Trikots mit meinem Namen drauf durch die Stadt liefen. Sogar Erwachsene! Und ich wollte den Erwartungen gerecht werden. Auch meinen eigenen. Ich habe während der Spiele weiterhin die Freude am Fußball gespürt, die ich als Kind empfunden hatte. Die Freude über einen gelungenen Pass. Mich in ein Spiel hineinzufühlen. Es zu gestalten wie ein Künstler. Es gab für mich Momente, in denen sich Fußballspielen anfühlte wie Tanzen.

ZEIT: Hatte das Idol Deisler damals selber ein Idol?

Deisler: Zinédine Zidane. Der war gerade mit Frankreich Weltmeister geworden. Ich habe ihn bewundert, weil er Körperlichkeit und Kunst im Fußball verbunden hat. Das ist mir auch gelungen, am Anfang. Zidane war ein Künstler, er hat nie den Hampelmann gemacht. Auch er ist introvertiert. Leider habe ich ihn nie kennengelernt. Zidane konnte tanzen und zugleich robust sein. Das war auch mein Traum.

ZEIT: Tanzen und zugleich robust sein – warum ist Ihnen das nicht gelungen?

Deisler: Ich war irritiert von dem Drumherum, überfordert. Als ich sah, was in Berlin meinerseits veranstaltet wurde, habe ich versucht, auf Halligalli zu machen und so zu leben wie die meisten Fußballprofis. Ich habe mir schicke Uhren gekauft, teure Brillen, Klamotten wie sie. Wir sind abends die Läden abgefahren, Frauen haben wir natürlich auch kennengelernt, das ist nicht schwer als bekannter Spieler. Ich habe mitgemacht, ich habe mitgelacht und dabei bemerkt, dass ich nicht froh war. Jeder wollte was von mir

wissen, jeden Blödsinn, wo ich meine Jeans kaufe, nach welchem Parfüm ich gerade rieche, mit welchen Gefühlen ich an den Mauerfall zurückdenke. Als die Mauer fiel, war ich neun...

»Er beherrscht als Fußballer Dinge, die kann kein anderer in Deutschland. Aber er will nur trainieren, spielen und ab nach Hause. Beim FC Bayern ist das nicht genug«

Karl-Heinz Rummenigge, Vorstandschef des FC Bayern München, 2003 vor Deislers Erkrankung

»Einer, der sich verkriecht und sich über seine Wehwehchen beklagt«

Franz Beckenbauer, Präsident des FC Bayern, 2003 während einer Verletzungspause Deislers

ZEIT: Was ist so schlimm daran, wenn jemand nach Ihrem Parfüm fragt?

Deisler: Ich wollte Fußball spielen, über Fußball sprechen. Aber plötzlich wurde alles wie mit Scheinwerfern ausgeleuchtet, hatte der Fußball so viele Nebenwirkungen. Mein Leben wurde vereinnahmt. Ich habe manchmal im Bett gelegen und gebetet: »Lieber Gott, ich schaff das nicht.« Ich habe sogar mein Talent verflucht. Ich war zu gut, um nicht aufzufallen. Ist das ein verrückter Gedanke?

ZEIT: Ein trauriger.

Deisler: Es war ein bisschen so, als sei ich auf eine ewige Klassenfahrt geraten. Da gibt es doch auch immer die Lauten, die Bestimmer – und die, die lieber um neun im Bett wären, aber bei der Kraftmeierei mitspielen, um nicht ausgelacht zu werden. So habe ich mich gefühlt. Ich wollte auch hart sein, grob sein. Das steht auch so im Buch: Abends habe ich in meiner Wohnung gesessen, jeder da draußen kannte mich, ich war fußballerisch ganz oben, vor der Tür stand ein dickes Auto, aber nichts davon hat mich glücklich gemacht. Ich habe mich gefragt: Und das soll jetzt das Ziel sein? Ich war todtraurig. Ich habe gegen meine Natur gelebt.

ZEIT: Wie ist denn Ihre Natur?

# ReporterFORUM

[www.reporter-forum.de](http://www.reporter-forum.de)

Deisler: Wenn die anderen im Mannschaftsbus Karten gespielt haben, habe ich aus dem Fenster geschaut. Ich bin mit der U-15-Nationalmannschaft einmal nach Griechenland geflogen, die erste weite Reise, die der Fußball mir ermöglicht hat. Wie habe ich mich gefreut: Griechenland! Ich habe mir vorher Fotos angeschaut, mich da hineingeträumt. Als wir dann da waren, habe ich aus dem Bus ständig die Zitronenbäume angeschaut. Zitronenbäume in freier Natur, nicht im Gewächshaus!

ZEIT: Und die anderen haben gepokert?

Deisler: Ja. Aber ich will den anderen nicht vorwerfen, dass sie keine Zitronenbäume sehen. Man muss hart sein in diesem Geschäft, rigoros, zugreifend. Ich habe zu lange geglaubt, ich könnte fehlende Härte wettmachen durch besseren Fußball.

ZEIT: Als Herthas Ausrüster Nike Sie bat, in weißen Schuhen zu spielen, haben Sie abgelehnt.

Deisler: Ich hatte damals das Gefühl, schon genug vor den Karren gespannt zu sein. Ich bin kein Entertainer. Und mir gefiel damals schon nicht, wie Nike den Fußball präsentiert hat. Fußball ist für mich keine finstere Schlacht, kein Krieg. Fußball ist doch etwas, das Freude bringen soll, oder?

ZEIT: Es ging doch nur um ein Paar Schuhe.

Deisler: Aber ich hatte wohl schon begonnen, Aggressionen aufzubauen, gegen mich und mein Umfeld. Können Sie das nicht verstehen? Es ist aus allem etwas konstruiert worden. Mit den Frauen zum Beispiel. Mir war bald klar: Ich wollte meine Frau nicht auf einem Bankett kennenlernen, wo jeder weiß, wer ich bin. Ich habe nach etwas anderem gesucht. Dann kamen die ersten Journalisten: Basti, warum hast du keine Freundin? Basti, was ist denn mit dir los? Zwischenzeitlich galt ich ja schon als schwul. Wenn man sich einige dieser Journalisten genau anschaut, sagt man sich: Das ist ja ein Wahnsinn, dass die alles über mich schreiben dürfen! Diese Oberflächenschwimmer! Einige von denen haben keine Ahnung, kein Gewissen, aber die Macht, für Millionen Menschen ein Bild von mir zu zeichnen. Und wenn man dieses Spiel nicht mitspielt, wenn man ihren Ansprüchen nicht folgt, ist man derjenige, der als nicht normal gilt. Heute frage ich mich, ob das System, das ich verlassen habe, vielleicht kranker ist, als ich es war.



ZEIT: Haben Sie da schon überlegt umzukehren?

Deisler: Wohin denn? Zurück nach Mönchengladbach? Nach Lörrach? In mein zerfallendes Elternhaus? Ich habe versucht, die Probleme auf dem Fußballplatz zu lösen. Das hätte mir gereicht: ein gutes Spiel und zufriedene Menschen. Den ruhigen Weg gehen können, das habe ich mir damals gewünscht. Aber ich konnte ja schlecht Profifußballer sein ohne Profifußball.

ZEIT: Was dann?

Deisler: Ich hatte gehofft, dass man mir ein bisschen hilft. Aber Hertha BSC, das muss ich ehrlich sagen, war als Verein so unfertig wie ich als Spieler. Die waren froh, mich ins Schaufenster stellen zu können. So funktioniert das. Ich bin unglücklich geworden, als ich versucht habe, andere glücklich zu machen. Ich fühlte mich wie ein trauriger Clown.

Ein gesunder Mensch, der hört, wie Deisler sich heute an seine Karriere erinnert, wird manchmal Schwierigkeiten haben, Verständnis zu empfinden. Spricht da nicht ein begabter, junger Mann, der in wenigen Jahren sehr viel Geld verdient hat? Es ist einem Gesunden schwer zu vermitteln, wie ein Depressiver die Welt erlebt. Wie unsicher er sich selbst im Erfolgsfall fühlt, wie groß der selbst gemachte Leistungsdruck ist, wie viele Feinde er plötzlich sieht. Tragisch daran ist, dass auch enge Freunde diese Schwarzmalerei des Kranken, sein ständiges Um-sich-selbst-Kreisen nicht lange aushalten. Damit zerreißt das soziale Netz, das als Hilfe wichtig wäre.

Schätzungen zufolge durchlebt jeder achte Mensch in Deutschland mindestens einmal in seinem Leben eine Depression. Mediziner sind sich einig darin, dass die Krankheit durch ein komplexes Zusammenspiel von Körper, Seele und Umwelt entstehen kann, durch Anlage und äußere Einflüsse, oft durch frühkindliche Prägung, häufig durch Phasen der Überforderung, in denen der Patient sich als dauerhaft hilflos erlebt. Öffentlicher Druck kann ein Auslöser sein. Das Gefühl, die Kontrolle über sein Ich zu verlieren, ist keine Einbildung. Hormonhaushalt, Hirnstoffwechsel und Herzfunktion ändern sich tatsächlich. Diese Veränderung kann durch ein »Reiß dich zusammen!« nicht behoben werden. Auffallend häufig erkranken sensible, hochbegabte

Menschen, oft Prominente wie der Popmusiker Robbie Williams oder der Schriftsteller David Foster Wallace.

»Eines der größten Verlustgeschäfte des FC Bayern«

Edmund Stoiber, Bayern-Verwaltungsbeirat, 2003, als Deislers Depression bekannt wurde

»Es war eben etwas viel, was für seine 23 Jahre auf Sebastian in den letzten Jahren eingeströmt ist«

Prof. Florian Holsboer, behandelnder Arzt, 2003 über Deislers Depression

Im Herbst 1999 – vier Jahre bevor er die Diagnose erhält – erleidet Sebastian Deisler binnen Wochen einen Muskelfaserriss, eine Adduktorenzerrung, eine Innenbanddehnung, einen Meniskusschaden. Er lässt sich an einem Tag alle vier Weisheitszähne ziehen, um auszuschließen, dass seine Probleme von dorthier rühren. Im Februar 2000 spielt er zum ersten Mal in der Nationalelf. Bald wird er deren Spielmacher; Michael Ballack wird manchmal erst eingewechselt, wenn Deisler aus dem Spiel geht. Deisler findet eine Freundin, eine Brasilianerin namens Eunice, sie ist Buchhändlerin. Im Sommer 2001 entscheidet er sich, nur noch ein Jahr für Hertha BSC zu spielen und mit Ende seines Vertrages zum FC Bayern München zu wechseln. Bayern ist sein Traumverein – und Deisler hofft, zwischen all den Stars nicht mehr aufzufallen. Der Trainer dort ist Ottmar Hitzfeld, ein Lörracher, Schulkamerad seines Vaters. Deisler unterrichtet Herthas Manager Dieter Hoeneß sofort von seiner Entscheidung; er will auch die Fans informieren. Hoeneß bittet ihn, bis zum Winter Stillschweigen zu bewahren, um Unruhe im Verein zu verhindern.

Am 13. Oktober 2001 wird der Wechsel auf aufsehenerregende Weise publik – durch die Indiskretion einer Bank: Die Bild- Zeitung druckt auf ihrer ersten Seite ein Scheckeinreichungsformular mit Deislers Namen ab, darunter die Zahl 20.000.000. Zwanzig Millionen Mark vorab hat Deisler für seine Zusage an den FC Bayern erhalten.

# ReporterFORUM

[www.reporter-forum.de](http://www.reporter-forum.de)

Bild fragt: Millionen-Deisler – werden ihm heute die Beine schwer? Der Verein gibt sich überrascht, in den Internet-Fanforen kocht der Hass, Dieter Hoeneß schweigt. Am Tag der Veröffentlichung läuft Deisler gegen den Hamburger SV auf. In der 67. Minute prallt er mit einem Gegenspieler zusammen und erleidet die nächste schwere Verletzung: Kapselriss im rechten Knie. Er fällt für fünf Monate aus. Während Deisler in den USA operiert wird, fällt die Berliner Öffentlichkeit ihr Urteil über ihn.

Die Geschichte liegt acht Jahre zurück, doch jetzt, in diesem Hotel in Freiburg, bebt Deisler noch immer. So sehr, so laut, dass sich die Gäste nach ihm umdrehen.

Deisler: Wissen Sie, wie das ist?

ZEIT: Sie wurden erst von Zuneigung erdrückt und dann von Abscheu erschlagen. Aber ergeht es manchen Stars nicht ähnlich?

DEISLER: Sie wissen nicht, wie das ist. Erst geliebt und dann über Nacht gehasst zu werden. Ich konnte mich nicht mal wehren. Ich war verletzt, war weg, konnte keine Antworten geben. Und der Verein forderte eine Entschuldigung von mir. Dafür, dass ich die Fans nicht früher informiert hätte! Dass ich gelogen hätte! Ich war sprachlos. Dabei hätte Dieter Hoeneß sagen müssen: »Liebe Fans, es war mein Wunsch, dass ihr nichts erfahrt.« Stattdessen hat er zugesehen, wie ich aus Berlin hinausgeprügelt wurde. Ich habe Drohbriefe erhalten. »Wir kriegen Dich!«, »Wir killen Dich!«. Das ist es, was mir den Fußball versaut hat. Das war mein Genickschuss.

ZEIT: Heute, im Rückblick...

Deisler: ...weiß ich, dass ich damals hätte aufhören müssen. Ich wollte nicht mehr. Ich konnte nicht mehr. Ich habe hinter runtergelassenen Jalousien gelebt. Meine Schwester hat damals ihren Beruf als Arzthelferin aufgegeben und ist zu mir nach Berlin gezogen, damit ich jemanden zum Reden habe.

ZEIT: Beim FC Bayern haben Sie in fünf Jahren nur noch 62 Bundesligaspiele bestritten.

Deisler: Ich habe die ersten acht Monate in München gar nicht gespielt. Mein verdammtes Knie. Selbst mein hohes Gehalt hatte damals für mich einen doppelten

Boden. Ich habe es auf dem Platz nicht zurückgezahlt. Das haben in der Kabine viele gedacht.

ZEIT: Wissen Sie das, oder vermuten Sie es nur?

Deisler: Ich habe mich nicht getraut, mit denen darüber zu reden. In der Bayern-Kabine Mensch zu sein ist gar nicht so leicht. Das schaffst du nur, wenn du dir sagst: Ich bin der Größte. Du baust dich auf und unterdrückst deine Gefühle. Für mich war München ja ein Neuanfang. Aber in mir war eigentlich nur noch Moder, der immer dunkler und schwerer wurde. Auf der einen Seite waren mein Talent und mein Ehrgeiz. Auf der anderen Seite das Gefühl, zu nichts mehr in der Lage zu sein.

ZEIT: Im November 2003 haben Sie Ihre Depression öffentlich gemacht.

Deisler: Es ging nicht mehr anders. Ich wollte niemanden in der Klinik sehen, noch nicht einmal meine Eltern. Ich war krank. Ich konnte nicht einschlafen, weil ich Angst vor dem Aufwachen hatte. Manchmal hatte ich sogar Angst: Wenn ich einschlafe, wache ich nie wieder auf.

ZEIT: Der damalige bayerische Ministerpräsident Edmund Stoiber, auch Verwaltungsbeirat beim FC Bayern, bezeichnete Sie damals als »eines der größten Verlustgeschäfte« des Vereins.

Deisler: Davon habe ich erst erfahren, als ich die Klinik wieder verlassen hatte. Die Ärzte hatten mir davon abgeraten, den Fernseher anzuschalten. Sie hatten gesagt, ich solle alles Belastende von mir fernhalten.

ZEIT: Was haben Sie in der Klinik über sich gelernt?

Deisler: Ich war ein normaler Fall. Jeder andere wäre auch an den Erwartungen zerbrochen. Vielleicht bin ich sogar zu normal. Vielleicht war das mein Problem.

ZEIT: Es hat dann noch einmal drei Jahre gedauert, bis Sie endgültig aufgegeben haben...

Deisler: Ich habe lange gehofft, dass meine Freude am Spiel selbst so groß ist, dass ich alles andere wegdrücken kann. Aber das ging nicht. Ich bin nie mehr Teil des Ganzen geworden, ich war so weit weg von der Mannschaft.

ZEIT: Felix Magath, der damals Ihr neuer Trainer wurde, sprach nach Ihren guten Spielen von »Euphoriefußball«, nach schlechten von »Kopfproblemen«. Waren das treffende Urteile?

Deisler: Mein Eindruck war, dass Magaths Philosophie damals auf Angst gründete, auf Macht. Er misstraute den Spielern. Er schürte Angst, damit sie sich den Arsch aufrissen. Das habe ich aber sowieso gemacht. Ich – und andere auch – hätte Zuspruch gebraucht. Für einen Trainer, der in Zeiträumen von ein bis zwei Jahren denkt, ist das, was Magath gemacht hat, vollkommen richtig. Ein Spieler, der fünf oder zehn Jahre dabei sein will, kann darunter leiden.

Nach seiner Rückkehr aus der Klinik kann sich Sebastian Deisler aus dem Strudel von alten Ängsten und immer neuen Verletzungen nie mehr richtig befreien. Schubweise kehrt die Depression zurück. Felix Magath wechselt ihn spät ein oder früh aus – Deislers Können blitzt nur dann noch auf, wenn der Trainer ihn unangekündigt aufstellt, regelrecht ins Spiel wirft, sodass Deisler keine Zeit hat, Beklemmungen zu bekommen. Hin und wieder gelangen ihm großartige Spiele. Die Zuschauer freuen sich über jede Minute, die Deisler auf dem Rasen steht, wieder hoffen sie. Jürgen Klinsmann, der neue Bundestrainer, verspricht ihm die Teilnahme an der WM 2006. Dann verletzt sich Deisler erneut am Knie.

Am Mann, der einmal mithelfen sollte, den deutschen Fußball zu retten, läuft das Spiel nun vorbei. Die neuen Stars heißen Poldi und Schweini, der Kapitän der Nationalelf heißt Ballack.

»Er ist einer der besten Spieler, die es in Deutschland je gegeben hat. Deswegen ist das so unverständlich. Aber diesen Kampf haben wir verloren«

Uli Hoeneß, Manager des FC Bayern München, 2007 über Deislers Rücktritt

»Für mich ist es die größte Enttäuschung, dass es uns nicht gelungen ist – und da meine ich alle in Deutschland –, Sebastian Deisler beim Fußball zu halten«

Jürgen Klinsmann, ehemaliger Bundestrainer, 2007

Mehrfach vertraut sich Deisler dem Bayern-Manager Uli Hoeneß an. Die beiden reden nächtelang. Anfang 2007, beim Trainingslager in Dubai, schläft er nach einem dieser Gespräche in Hoeneß' Hotelzimmer ein. Am 16. Januar 2007, elf Tage nach seinem 27. Geburtstag, erklärt er auf einer Pressekonferenz seinen endgültigen Rücktritt und verschwindet vom Vereinsgelände, ohne sich von seinen Mitspielern zu verabschieden.

ZEIT: Es heißt, nach Ihrem Abgang hätten Sie noch nicht einmal auf E-Mails Ihrer Mannschaftskollegen geantwortet.

Deisler: Wissen Sie: Einige haben mich hinter vorgehaltener Hand »die Deislerin« genannt. Die konnten mich nicht mehr ertragen. Und ich konnte damals auch ein paar Gesichter nicht mehr sehen. Ich habe bis heute niemandem zurückgeschrieben.

ZEIT: Bedauern Sie das nicht?

Deisler: Es macht mich ein wenig traurig. Es gab einige Spieler, die ich mochte, vor allem die Südamerikaner, aber auch Kollegen wie Philipp Lahm und Jens Jeremies. Ich wollte aber einfach nur noch weg. Ich konnte nicht mehr.

Stunden sind vergangen, Sebastian Deisler steht einige Male auf, als wolle er gehen, setzt sich dann aber wieder hin. Seine Mimik und seine Gesten sind spärlich, mal hebt er den Daumen, mal zieht er entschuldigend die Schultern hoch, als sei ihm ein Fehlpass unterlaufen. Wie ist es dazu gekommen, dass aus Ballack ein Weltstar wurde, aus Deisler aber ein Frührentner des Fußballs? Dass Magath als Meistermacher durch das Land reist, während Deisler wieder nach Hause gezogen ist?

Im Kern geht es um die Frage, wie sehr es sich bei Deislers Geschichte um das Einzelschicksal eines sensiblen Menschen handelt und wie sehr um eine Parabel auf die menschenfressende Gier des Sportbusiness. Die größtmögliche Wucht öffentlichen

# ReporterFORUM

[www.reporter-forum.de](http://www.reporter-forum.de)

Interesses schien ausgerechnet den verwundbarsten Menschen getroffen zu haben. Am Ende seiner Karriere stehen 135 Erstligaspiele, 36 Länderspiele, null WM-Teilnahmen.

Es ist Nachmittag geworden, Deisler steigt in einen silberfarbenen BMW und steuert den Wagen aus der Stadt, in Richtung Schwarzwald. Hinter dem Fahrersitz liegt ein Basketball, im Radio läuft SWR3. Deisler fährt defensiv, er bremst für jedes Auto, das in den Verkehr einfädeln will. Schließlich ist er am Ziel. Ein Waldweg durch das Simonswälder Tal, daneben fließt die Wilde Gutach. Ein friedlicher Bach unter mächtigen Eichen.

ZEIT: Trotz allem, Herr Deisler: Was am Fußball haben Sie geliebt?

Deisler: Das Spiel mit den Stürmern. Dieses Rotieren, durch das sich in jeder Sekunde neue Konstellationen ergaben. Ich hatte auch Gänsehaut, wenn 60.000 im Stadion meinen Namen riefen.

ZEIT: Gibt es so etwas wie Ihr schönstes Spiel?

Deisler: Ein Sieg gegen Stuttgart, damals bei Hertha. Ich habe kein Tor geschossen, das brauchte ich nicht zum Glück. Toll war: Das Spiel lief wie von alleine. Ich war eins mit ihm. Es kam zu mir.

ZEIT: Gab es ein Duell, das Sie als besonders intensiv empfunden haben?

Deisler: Auch gegen Stuttgart, wieder für Hertha. Mir stand Zvonimir Soldo auf den Füßen, der ist heute ja Trainer in Köln. Irre erfahren und abgeklärt. Und ich mit meiner jugendlichen Spielweise immer gegen ihn an, wie ein junger Stier. Keiner von uns beiden hat gewonnen damals. Aber es hat Spaß gemacht. Ich glaube, ihm auch.

ZEIT: Die Videoplattform YouTube ist voller hinreißender Tore von Ihnen. Ist darunter eines, auf das Sie besonders stolz sind?

Deisler: Da muss ich überlegen. Gegen Leverkusen, in Berlin. Von rechts, aus vollem Lauf, ganz spitzer Winkel, über den Torwart drüber. Der Ball klatscht an den langen Pfosten und ist drin. Herrlich.

ZEIT: Haben Sie nach Ihrem Rücktritt jemals wieder Fußball gespielt?

# ReporterFORUM

[www.reporter-forum.de](http://www.reporter-forum.de)

Deisler: Ein Mal. In Nepal. Wo mich niemand kannte.

ZEIT: Aber Sie haben noch einen Fußball?

Deisler: Ja.

ZEIT: Auch Fußballschuhe?

Deisler: Nein.

ZEIT: Sind Sie je wieder im Stadion gewesen?

Deisler: Nein.

ZEIT: Aus Sorge vor den Menschen, die Sie wiedererkennen, oder vor dem Spiel, das noch immer Ihres sein könnte?

Deisler: Weil ich noch nicht so weit bin. Und weil der Fußball, der mir fehlt, ein anderer ist als der, den ich verlassen habe.

ZEIT: Können Sie Fußball im Fernsehen ertragen?

Deisler: Ich schaue immer noch mit Wehmut. Aber ich kann wieder gucken.

ZEIT: Hatten Sie eigentlich einen Plan für den Tag nach Ihrem Rücktritt?

Deisler: Ich hatte nichts. Ich wusste noch nicht einmal, ob ich eine Zukunft habe. Ich habe damals auch meine Familie verloren, Eunice und unseren gemeinsamen Sohn. Nichts hat mehr gestimmt. Ich habe damals in München in den letzten Monaten meiner Karriere die Schwere mit nach Hause gebracht. Das hat unsere Beziehung erdrückt. Mein Sohn und seine Mutter sollten aber nicht mehr mein Leiden mitleiden. Eunice ist eine großartige Frau. Sie hat mir geholfen, ans Leben zu glauben. Aber ich wollte sie nicht mehr mit meiner Last beschweren. Ich saß in Berlin in meiner alten Wohnung. Wenn ich Hunger hatte, habe ich den Lieferservice bestellt. Anfangs hatte jeder Tag 30 Stunden – und dann war erst Nachmittag. Irgendwann bin ich dann nach Thailand geflogen.

ZEIT: Einsames Hotel, Wanderschuhe, Rucksack?

Deisler: So weit war ich damals noch nicht, dass ich mich mitten in die Pampa getraut hätte. Ich war in einem guten Hotel an der Küste. Habe in den Sonnenuntergang



# ReporterFORUM

[www.reporter-forum.de](http://www.reporter-forum.de)

geguckt und nichts empfunden. Später in Nepal ging es etwas besser. Ich komme seitdem langsam auf die Beine, meine innere Sicherheit kommt wieder. Ich möchte mein Leben wieder in Angriff nehmen und mir etwas aufbauen. Ein normaler Mensch werden.

ZEIT: Wie geht das: normal sein?

Deisler: Das geht so, dass ich bald mein Auto ummelde, es hat noch ein Berliner Kennzeichen. Ich gehe zum Straßenverkehrsamt, ziehe eine Wartenummer, setze mich und warte, bis ich dran bin. Das tut mir irgendwie gut. Ich warte auf ein Kennzeichen mit LÖ für Lörrach.

ZEIT: Haben Sie einen Wecker?

Deisler: Ja.

ZEIT: Wann klingelt der?

Deisler: Um neun.

ZEIT: Treiben Sie Sport?

Deisler: Nicht viel. Manchmal gehe ich joggen. Aber Sie sehen ja: mein Bauch.

ZEIT: Wann haben Sie sich zuletzt selber gegoogelt?

Deisler: Vor zwei Tagen. Ich wollte schauen, ob schon was über mein Buch zu finden ist.

ZEIT: Schauen Sie fern?

Deisler: Hin und wieder.

ZEIT: Solche Sachen wie Germany's Next Topmodel und Deutschland sucht den Superstar?

Deisler: Ist das jetzt eine Fangfrage? Weil ich Germany's Next Fußballstar sein sollte? Ich ertrage diese Sendungen nicht. Wie sich die Kinder dort vom Urteil anderer Leute abhängig machen. Sich ihre Demütigungen abholen.

ZEIT: Lesen Sie Zeitung?

Deisler: Vielleicht werde ich das Oberbadische Volksblatt abonnieren. Ich will wissen, ob in der Nachbarstraße Bäume gepflanzt werden sollen. Ich hatte, als ich Profi war, meine Heimat verloren. Nein: Ich habe sie selber gestrichen. Ich dachte, dass ich nie wieder zurückkehren würde. Jetzt sitze ich auf meinem Balkon. Ich werde langsam ruhiger. Ich bin aber noch nicht da, wo ich sein will. Mir fehlt noch ein Viertel des Weges, glaube ich.

ZEIT: Als was würden Sie sich heute bezeichnen? Als Invaliden des Showgeschäfts?

Deisler: Ich habe mich schon so gefühlt. Es gab Phasen, da habe ich mich gefühlt wie 60. Jetzt bin ich bei 40. Ich lebe in den Tag hinein. Ich besuche meinen Vater, meine Mutter, gucke, was so los ist. Ich will nicht mehr jammern. Ich will einfach niemandem mehr hören. Ich bin froh, dass ich durch meine Zeit im Fußball die finanzielle Freiheit habe, in Ruhe zu schauen, was ich machen möchte. Dafür hat es sich gelohnt. Den Rest betrachte ich als Schmerzensgeld.

ZEIT: Neulich war zu lesen, dass Sie hier in Freiburg einen Laden für Produkte aus dem Himalaya eröffnet haben.

Deisler: Das hat wohl ein Immobilienmakler ausgeplaudert. Es ist ein kleiner Teil von mir. Aber ich werde dort nicht an der Kasse stehen. Ich habe einem Freund für dessen Laden eine Bürgschaft gegeben, falls das Geschäft nicht läuft. Ich unterstütze das im Hintergrund.

ZEIT: Haben Sie Ideen für Ihre Zukunft?

Deisler: Vielleicht mache ich eine Fußballschule auf, hier in der Nähe. Einen Ort für Kinder und Jugendliche, die Spaß haben an diesem Sport. Diese Schule würde ich zu meinen Bedingungen führen, ohne Drill und ohne den Anspruch, kleine Helden hervorzubringen. Ich will endlich eine schöne Geschichte vom Fußball erzählen. Ich könnte jungen Spielern auch meine eigene Geschichte erzählen. Die Geschichte von dem schwächtigen Kind, das der Welt beweisen wollte: Ich komme oben an. Ich war der Kleinste und wollte es den Großen zeigen.

ZEIT: Was würde der Sebastian Deisler von heute dem 15-Jährigen von damals raten?

Deisler: Dass er länger zu Hause bleibt. Dass er schon probiert, Fußballprofi zu werden, aber später, mit einem Fundament. Ich hätte mich mit weniger zufriedengeben sollen.

ZEIT: Waren Sie nicht stark genug, um sich Ihre Schwächen einzugestehen?

Deisler: Ich war nicht schwach. Ich war zu sensibel für das große Fußballgeschäft. Man muss härter sein als ich, schreiben Sie das ruhig. Das ist die Wahrheit. Und trotzdem habe ich immer weitergemacht. Ich hatte sieben Operationen! Und ich bin sieben Mal wieder aufgestanden! Sieben Mal!

Über den Schwarzwaldhügeln senkt sich die Herbstsonne, Sebastian Deisler sitzt im »Märchencafé« in Simonswald und isst ein Stück Käsesahnetorte. Er sagt, gleich müsse er los. Er hat nichts mehr vor, aber er mag nicht mehr reden.

Was ist die Lehre dieses Tages? Dass das Fußballgeschäft hart ist, sehr hart. Dass es Helden für eine Show braucht. Dass die Show wichtiger ist als der Fußball.

Er hat Dinge gesagt, die jeder weiß, über deren Folgen aber niemand nachdenkt. Er hat der Welt keine neue Erkenntnis zu bieten, aber einen Haufen Nachdenklichkeit. Was könnte von ihm bleiben, wenn er gleich aufbricht, um sich mit einem Buch endgültig aus dem Spiel zu nehmen? Von Sebastian Deisler, 29 Jahre alt, ledig, einem Fußballer ohne Trikot, einem Mann ohne Frau, einem Jahrhunderttalent im falschen Jahrhundert, einem Spielmacher abseits des Spielfeldes, einer Medienfigur, die die Medien fürchtet.

Deisler hat sich auf dieses Gespräch mit der ZEIT lange vorbereitet. Er hat sich für zwei Tage einen Coach genommen. Er wird noch einmal im Fernsehen auftreten, bei Stern TV mit Günther Jauch. Er will seine Zukunft sichern, indem er ein letztes Mal über seine Vergangenheit spricht. Er will sich der Öffentlichkeit erklären und hat zugleich Angst vor ihr. Im Geiste ist er sein ganzes Leben noch einmal durchgegangen, er wollte diesmal nichts falsch machen.

ZEIT: Herr Deisler, was machen Sie mit einem Fußball zu Hause, wenn Sie nicht spielen?

# ReporterFORUM

[www.reporter-forum.de](http://www.reporter-forum.de)

Deisler: Er liegt bei mir in der Wohnung auf dem Boden. Der Fußball ist Teil meines Lebens. Aber jetzt nützt er mir nichts. Jetzt will ich erst einmal vollständig gesund werden. Ohne dass mir jemand Druck macht. Auch kein Ball. Ich wünsche mir, dass man das akzeptiert und respektiert. Ist das zu viel verlangt?

## Beachtung

*"Bescheidenheit und Höflichkeit kommen für mich nicht in Frage": Russell Brand, britischer Comedian und künftiger Ehemann von Sängerin Katy Perry, über Heroin, Sexsucht und seinen Hang zum Exhibitionismus.*

Antje Wewer, Süddeutsche Zeitung,, 21.08.2010

*Russell Brand tritt nicht ins Hotelzimmer; er tänzelt herein, was bei seiner Größe von knapp 1,90 Meter interessant aussieht. Er reißt die Fenster auf und geht auf minimale Distanz. Plötzlich sehr nahe: perlweiße Zähne, umrandete Augen, Jesuslocken. Sein Aufzug: metrosexuell. Seine Ausstrahlung: überraschend männlich. Ein Oscar Wilde im Piratenlook, der blitzgescheit und anzüglich ist und, wenn er will, feinstes Oxford-Englisch spricht: Schneller kann die Zeit nicht vergehen.*

SZ: Mister Brand, in England sind Sie seit ein paar Jahren fast so bekannt wie die Queen. In Deutschland kennt man Sie bisher nur als zukünftigen Ehemann von Popstar Katy Perry. Bitte erklären Sie uns mal, für was Sie eigentlich berühmt sind?

Russell Brand: Am besten könnte das natürlich meine Mum. Aber ich versuch es mal. Also, ich bin ein preisgekrönter Stand-up-Comedian. Man kennt mich als Moderator diverser Comedy-Shows im Radio und im Fernsehen. Aber auch als Ex-Junkie, der elf Mal verhaftet wurde. Der einen Bestseller geschrieben hat. Und damit zum Millionär wurde.

Ihr Bestseller heißt "My Booky Wook"; es ist Ihre Autobiographie. Die verkaufte sich so grandios, weil Sie darin en detail über Ihre Heroinsucht und Sexabenteuer schrieben, oder?

Nein, Sie unverschämte Lady, sondern weil ich das grandiose Talent besaß, meine eigentlich tragische Lebensgeschichte ziemlich lustig aufzuschreiben. Und weil die Engländer das Drama an sich, die Indiskretion und den exaltierten Humor vergöttern.

Sie haben mal gesagt, Sie seien wie eine Figur aus einem modernen Charles-Dickens-Roman. Wie viel Oliver Twist steckt denn so in Ihnen?

Charles Dickens, den ich übrigens über die Maßen vergöttere, hat in seinen Büchern immer wieder die sozialen Missstände seiner Gegenwart angeprangert. Im 19. Jahrhundert waren das Kinderarbeit und Armut. Und was sind die größten sozialen Missstände von heute? Sexsucht und Drogen! Außerdem habe ich mich als Kind tatsächlich sehr oft wie Oliver Twist gefühlt.

Sie wirken aber gar nicht wie ein Waisenknabe. Im Gegenteil, Sie gelten als "loose canon", wie man in Ihrer Heimat sagt: als Provokateur, Exhibitionist, Skandalnudel. Weil Sie ständig alle möglichen Leute beleidigen.

Für einen wie mich, der ohne Vater und einen Penny in Essex aufgewachsen ist, kommen Bescheidenheit und Höflichkeit nicht in Frage.

Zwischendurch fliegen Sie immer wieder mit großem Getöse bei Arbeitgebern wie MTV oder der BBC raus. Welcher Rausschmiss war Ihnen am unangenehmsten?

Ich mochte jeden einzelnen. Das waren alles Ereignisse, die mein Leben bereichert haben. Einmal brachte ich Obdachlose mit in die Radiostation, bei der ich gerade als Moderator arbeitete, und wir rauchten zusammen "on air" eine Crackpfeife. Dann verlor ich meinen Posten bei MTV, weil ich am 12. September 2001 als Osama bin Laden verkleidet auf dem Schirm auftauchte. Ein anderes Mal flog ich raus, weil ich auf einer Comedy-Kreuzfahrt Witze über die offensichtlich frisch operierte Frau eines Gastes machte.

Oh je. Das klingt nach allerunterster Humor-Schublade.

Komisch ist das, worüber die Leute lachen. Und ein Witz, der funktioniert, kann so spannend sein wie ein Orgasmus.

Zuletzt waren die Leute empört, weil Sie während Ihrer BBC-Sendung auf dem Anrufbeantworter von Schauspielikone Andrew Sachs obszöne Sprüche über seine Enkelin hinterlassen haben.

Rückblickend glaube ich, dass ich die Reaktion provoziert habe, weil ich im Grunde keine Lust mehr auf den Job hatte. Rausfliegen kann sehr befreiend sein! Ich bin wie eine Katze, ich falle immer wieder auf die Füße.

Das glauben Sie doch alles selber nicht, oder?

Puh, Sie sind aber eine sehr konfrontative deutsche Dame. Schon mal den Spruch gehört: Eine Tür geht zu, eine andere auf? Ich habe mittlerweile das verregnete England hinter mir gelassen und lebe jetzt im sonnigen Los Angeles. Die Amis haben eine Schwäche für exaltierte Briten wie mich. London ist alt, schmutzig und wimmelt, Los Angeles ist neu, jung, schnelllebig. Ich sehe mich dort mehr denn je als Engländer, und der postkoloniale Engländer definiert sich ja durch seine Sprache und seinen Humor.

Haben Sie Ihren rasanten Aufstieg nicht vor allem der Klatschpresse zu verdanken?

Hey, hey, der Boulevard hat genauso eine Daseinsberechtigung wie das Feuilleton. Schon der große Anthropologe Desmond Morris sagte: Wenn wir mitten im Amazonasgebiet einen entlegenen Stamm entdecken und den Gesprächen am Lagerfeuer lauschen könnten, würden wir keine Diskussionen über Gott und Mythen hören, sondern den Klatsch über die Leute im nächsten Dorf. Die Klatschblattkultur ist unser neuer Pantheon, eine Ansammlung neuer Götter, die sich nicht länger in spirituellen, sondern in weltlichen Sphären bewegen. Faszinierend.

Ihre Kritiker monieren, dass Sie Ihre Heroinsucht zur Imagepflege nutzen. Man könnte auch meinen: Wenn Sie schon wieder so drüber witzeln können, war vielleicht alles gar nicht so dramatisch?

Ich gebe Ihnen jetzt eine kleine Lektion in Sachen Comedy. Die Methode, seine eigene Vergangenheit zu thematisieren, nennt sich biographische Komödie. Das haben vor mir schon so großartige Künstler wie Lenny Bruce gemacht, der durch seine Obszönitäten in Amerika bekannt wurde und später jämmerlich an seiner viel thematisierten Drogensucht starb. Oder nehmen wir den Schauspieler und Komödianten Richard Pryor. Der war zig Mal verheiratet, hat sich durch die Unterhaltungsindustrie gevögelt und genau das immer zum Thema seiner Shows gemacht. Baby: It's called Showbiz und nicht Imagepflege!

Auf jeden Fall sind Sie ein gutes Beispiel für die These, dass die modernen Menschen ihre Privatsphäre zum Teufel jagen. Gerade thematisieren Sie in allen möglichen Interviews Ihre bevorstehende Hochzeit mit der Popsängerin Katy Perry.

Ach ja, was haben Sie denn so gelesen?

Den Antrag machten Sie auf dem Rücken eines Elefanten im indischen Jaipur. Sie werden nackt heiraten. Und die Verwandten sollen auch nackt kommen.

Und Sie mussten nicht lachen, als Sie das lasen? Die Leute erwarten doch Irrsinn von ihren Stars. Ich habe kein Problem, ihn zu liefern. Der Nachrichtenwert von Klatsch ist mit dem Nährwert von Zuckerwatte zu vergleichen: eine Endlosschleife, um Leute davon abzuhalten, sich über die wirklich wichtigen Dinge im Leben Gedanken zu machen. Klatsch ist Valium für das Volk.

Aber ist es nicht traurig, dass alle Welt weiß, dass Ihre Freundin Ihnen eine Reise zum Mond geschenkt hat, und kaum einer weiß, dass Sie in einer Shakespeare-Verfilmung neben Helen Mirren spielen?



Die Skandale sind für mich nur Leuchtstreifen am Horizont, um die Leute neugierig auf mich zu machen. Wenn sie es sind, erzähle ich ihnen von den Dingen, die wirklich wichtig sind.

Die da wären?

Was es bedeutet, ein Mensch zu sein, der mit dem Leben hadert und gegen Depressionen kämpft. Der ohne Vater aufwuchs, dessen Mutter Krebs hatte, der ungern alleine ist und eine Blaskapelle auf dem Rücken trägt, damit man ihn beachtet. Mir ging es in meiner Autobiographie um Entwicklung, den Willen zur Veränderung und das, was alles möglich ist, wenn man unten in der Gosse liegt und die Sterne betrachtet, um es mit Oscar Wilde zu sagen. Und ich würde auch behaupten, dass mein Buch durchaus Weiterbildungscharakter hat.

Ach ja, an welchen Stellen genau?

Der Teil, in dem ich beschreibe, wie das Drogenkaufen in Camden funktioniert. Danach weiß man nun wirklich, worauf es ankommt, um nicht abgezogen zu werden. Ein Beutel Heroin sollte halb so groß wie eine Malteser-Kugel sein oder doppelt so groß wie eine Erbse. Der Dealer trägt sie im Mund und spuckt in seine Hand, wenn er das Geld in der Hand hält. Dann nimmt der Käufer die kleine Kugel direkt von seiner Hand und steckt sie sich in den Mund.

Appetitlich. Gibt es irgendetwas, das Sie öffentlich nicht erzählen würden?

Alles, was in meinen vier Wänden gesprochen wird. Gespräche mit meiner Partnerin, meiner Mutter, meinen Kumpels. Meine privaten häuslichen Angelegenheiten sind nicht anders als die von jedem anderen. Menschen, die beim Top Shop T-Shirts zusammenlegen oder Haftpflichtversicherungen verkaufen, hätten es gerne anders.

# ReporterFORUM

[www.reporter-forum.de](http://www.reporter-forum.de)

Sehr wahrscheinlich behandeln diese Leute ihre Süchte oder den Krebs ihrer Eltern diskre ter als Sie.

Ich bin auch nicht in erster Linie berühmt für meine Skandale, sondern für meinen Wortwitz, meine spitze Zunge, meine Schlagfertigkeit. Ich rede eben gerne über die Themen, die ich interessant finde. Sex gehört dazu. Drogen auch. Es gibt einen Haufen Künstler, die nur über die Dinge schreiben, von denen sie eine emotionale Ahnung haben. Jack Kerouac gehört dazu, genauso wie Johnny Cash und Bob Dylan. Ein Strafverteidiger würde auch seine persönlichen Erfahrungen mit Drogen benutzen, um einen Junkie zu verteidigen. Noch mal: Ich bin ein Komiker, und mein Leben ist mein Kapital. Dinge bleiben bei mir so lange privat, bis ich entscheide, dass sie die Öffentlichkeit belustigen dürfen.

In Ihrer BBC-Radioshow haben Sie Geistesgrößen wie Noam Chomsky oder Louis Begley interviewt. Jetzt wohnen Sie in Los Angeles und spielen einen Rockstar in der Komödie "Männertrip". Dessen größte Leistung es ist, mit einem Beachcruiser durch Hollywood zu fahren. Hm.

Ach, jetzt machen Sie den Film nicht so klein! Er ist witzig, unterhaltsam, im Grunde spiele ich mich darin sogar selber. Und jetzt lasse ich noch ein paar große Namen fallen, damit klar wird, dass ich meine Zeit in Amerika nicht vergeude. Neulich war ich mit Oliver Stone mittag- und mit David Lynch abendessen.

Angeber.

Ja klar! Meine Freundin sagt über mich, ich sei der charmanteste Angeber, den sie kennt. Ein tolles Kompliment. Popkultur kann man nur verändern und mitgestalten, wenn man sich mitten in sie hineinbegibt. Sie schreiben doch Ihren Artikel auch nicht auf ein Stück Papier und schmeißen es dann aus dem Fenster. Nein, Sie wollen, dass er in der Zeitung gedruckt wird. Und ich will gesehen werden. Schräge Hollywood-Komödien sind eine weitere Episode in meinem Leben, aber nicht das Ende.

Kurios, dass gerade die pruden Amerikaner so auf Sie abfahren.

Das liegt an meinem Akzent, sie halten mich trotz der Schweinereien für schlau. Amerika wird außerdem immer vorgeworfen, es sei konservativ und puritanisch, dabei ist es im gleichen Maße radikal und innovativ. Dann wieder ist es das Land, in dem der Komiker Bill Hicks, der sich als "Chomsky mit Schwanz-Witzen" bezeichnete, groß wurde.

George Bush nannten Sie bei den MTV- Awards "einen bekloppten Cowboy, dem man in England nicht mal eine Schere anvertrauen würde". War das spontan?

Sagen wir, es war nicht geplant. Wenn ich auf die Bühne trete, dann schon mit einem Konzept, so ähnlich wie ein Spickzettel, den man akribisch vorbereitet, dann aber während der Klassenarbeit gar nicht benutzt. Meist improvisiere ich, das macht mir mehr Spaß, und die Leute haben das Gefühl, sie erleben etwas Einzigartiges, Magisches, das sich nicht wiederholen lässt.

Gibt es auch Momente in Ihrer Laufbahn, die Sie bereuen? Vielleicht den, als Sie, wieder bei den MTV-Awards, Bob Geldof und sein Afrika-Engagement beleidigten?

Hello? Er war zuerst unverschämt, ich habe nur zurückgeschlagen. Man kann mir schlecht vorwerfen, dass ich schlagfertig bin und sein enervierendes Gutmenschentum auf die Schippe nehme. Ich weiß, dass ich gleich wahnsinnig eitel klingen werde, aber was soll's: Ich habe die Gabe, dass ich Leute zum Lachen bringen kann. Dieses Talent hat mich vor einer piefigen Existenz in Essex gerettet, meine Sucht überleben lassen und nach Hollywood gebracht. Nein, ich bereue nichts, keinen Spruch, keinen Witz, keine Entgleisung. Wenn es etwas gibt, zu dem ich stehe, dann zu meinem Humor. Äh, und zu meiner Mutter.

Wie lange sind Sie eigentlich clean?

Vor siebeneinhalb Jahren bin ich aus der Entzugsklinik raus. Vermutlich wäre ich ohne die Drogen-Eskapaden sehr viel früher bekannt geworden. Heroin verlangsamt das

Tempo. Es schießt einen weg und ist so betrachtet die einzige Droge, die hält, was sie verspricht. Ich bin mit einem Suchtcharakter gestraft. Ich kann einfach nichts in Maßen tun. Mir fehlt ein Kontrollimpuls. Bis heute finde ich Leute faszinierend, die an einem Abend koksen und dann wieder drei Wochen Pause machen. Bei mir funktioniert nur: ganz oder gar nicht. In oder out. Schon schade.

Warum?

Als Ex-Junkie wird es einem in Amerika nicht leichtgemacht. Ich hatte Schwierigkeiten, eine Arbeitserlaubnis zu bekommen, und jedes Mal, wenn ich einreise, werde ich doppelt und dreifach gefilzt und gedemütigt, über Stunden. Partys und Clubs besuche ich dort kaum noch. Warum auch? Ich trinke nicht mehr, nehme keine Drogen und ich schlafe auch nicht mehr mit fremden Frauen. Für mich gibt es keinen Grund mehr, mein Sofa zu verlassen. Langweilig ist mir aber nicht, mein Geist ist wacher als je zuvor.

Gar keine Abhängigkeiten mehr?

Ich meditiere exzessiv. Vergöttere meine Freundin. Telefoniere täglich mit meiner Mutter. Ich bin fußballsüchtig und verehere meinen Club West Ham United. Und ohne Lipgloss kann ich nicht leben. Haben Sie welchen dabei? Ich habe verdammt trockene Lippen.

Ja. Aber der ist pinkfarben. . .

Umso besser. Den bevorzuge ich sowieso, seit ich meine aufgetupierte Mähne nicht mehr trage. Ich muss meinem metrosexuellen Ruf schließlich gerecht werden.

War das jetzt ein Witz oder einfach nur Russell Brand, sehr privat?

Beides.

Zum Schluss eine Frage, die mit Demut beantwortet werden sollte: Ihr persönlicher Albtraum?

Ich mache einen Witz. Keiner im Saal lacht. Auch ich nicht.

*Russell Brand, geboren am 4. Juni 1975, wuchs bei seiner Mutter in Essex, Großbritannien, auf. Er besuchte mehrere Schauspielschulen, beendete keine, sondern wurde Stand-up-Comedian und schrieb 2007 "My Booky Wook", ein sehr komisches Buch über seine private Tragik: eine bedrückende Kindheit, das Krebsleiden der Mutter, den durchgedrehten Vater, seine Bulimie, Drogen- und Sexsucht. Nach dem Rauswurf als Moderator bei MTV und der BBC strebte Brand eine Schauspielkarriere an. Nach dem Überraschungserfolg "Nie wieder Sex mit der Ex" ist er von 2. September an in der Fortsetzung "Männertrip" im Kino zu sehen*

## „Glaubten Sie zu sterben?“

*Es ist ein kalter Wintertag in New York, als der Airbus kurz nach dem Start mit einem Schwarm Gänse kollidiert. Flugkapitän Chesley Sullenberger spricht über die 208 Sekunden, die ihm da noch zur Landung blieben. Und die aus ihm den Helden vom Hudson machten*

Jan Christoph Wiechmann, Stern, 05.11.2009

Captain Sullenberger...

Nennen Sie mich einfach Sully.

Mögen Sie Gänse noch, Sully?

Ich habe nichts gegen sie. Die Gänse und ich waren nur zur falschen Zeit am falschen Ort.

Können Sie inzwischen wieder schlafen?

Ja, aber es hat zwei Monate gedauert. Man hat Flashbacks und fragt sich: Habe ich wirklich die richtigen Entscheidungen getroffen?

Sie litten unter Angst, Unruhe, Depressionen, Schlafstörungen – unter den typischen Symptomen nach einem traumatischen Erlebnis.

Ja, uns allen, die an Bord waren, ging es so. Eine völlig menschliche Reaktion, wenn du das überlebst.

Wir müssen noch einmal in Ihr Trauma eintauchen. Es ist der 15. Januar 2009 in New York...

Ein klarer, kalter Tag. Leichter Wind von Norden. Am Morgen hat es noch geschneit.

Startbereit?

Absolut. Es ist unser letzter Flug, von New Yorks La Guardia nach Charlotte in North Carolina. Mein Copilot Jeff Skiles soll die Maschine fliegen, ich übernehme Checkliste und Funk.

Was sagen Sie?

Das Übliche. Zuletzt: „Flugbegleiter, bereit zum Start.“

Man fühlt sich irgendwie sicher, wenn Sie mit dieser sonoren Stimme sprechen. Warum haben alle Piloten die gleiche tiefe Stimme? Soll uns die beruhigen?

Wir haben unterschiedliche Stimmen. Aber es liegt in unserer Natur, dass wir Sicherheit und Souveränität ausstrahlen wollen. Mir haben Leute immer gesagt, ich solle Radiosprecher werden.

Der Airbus A320 hebt ab von Startbahn vier. Mit 150 Passagieren. Es ist 15.25 Uhr und 56 Sekunden.

Und alles scheint normal. Für etwa 75 Sekunden.

Das sagen Sie sogar zu Ihrem Co-piloten. Wir haben die Aufzeichnungen aus dem Cockpit. Sie sagen...

„...was für ein wunderbarer Blick auf den Hudson River.“ Das sage ich gerade, als die Startphase hinter uns liegt und wir auf die Steiggeschwindigkeit beschleunigen. Alle Sehenswürdigkeiten New Yorks sind nun in Sicht.

# ReporterFORUM

[www.reporter-forum.de](http://www.reporter-forum.de)

Sie genießen den Blick auf die Skyline noch immer? Nach 42 Jahren im Cockpit, nach 19.663 Flugstunden?

Noch immer. Bei Tag und Nacht. Vor allem dieser Himmel. Er ist nie derselbe. Ich sage das sogar zu meinem Copiloten.

Dafür haben Sie Zeit?

Sobald wir die Flughöhe erreicht haben – ja.

Worüber sprechen Piloten eigentlich da oben im Cockpit? Football? Frauen?

Was immer sie bewegt. Was immer auf der Arbeit so passiert. Ich erzähle Jeff, dass ich meinen Töchtern gern all die Wunder der Erde zeigen möchte, die ich aus dem Cockpit sehen durfte.

Der Start verläuft also reibungslos. Es ist nun 15.27 Uhr. Sie steigen hoch über die Bronx, bis auf knapp 900 Meter.

Da sehe ich den Gänseschwarm, eine Sekunde bevor wir ihn treffen. Wie eine Szene aus dem Hitchcock-Film. Ich rufe: „Vögel.“

Ducken Sie sich?

Nein, aber ich sollte es eigentlich tun für den Fall, dass sie die Windschutzscheibe durchschlagen und mich treffen.

Was ist das für ein Geräusch?

Ein harter Rums. Ein weicher Körper, der hart auf das Flugzeug klatscht. Sie klatschen auf die Tragflächen. Die Flugzeugnase. Die Fenster. Eine oder zwei Kanadagänse treffen das linke Triebwerk, zwei treffen das rechte.



Sie können die toten Tiere wirklich riechen?

Ein paar Sekunden später. Erst spüre ich, wie die Gänse in die Triebwerke hineingeraten und die Turbinenblätter zerstören. Die Triebwerke machen nun Geräusche, die mir signalisieren, dass sie beschädigt sind. Es wird unwirklich still. Dann steigt der Geruch schmorender Gänse durch die Lüftung.

Wie lange dauert das?

Wenige Sekunden nur. Denn wir müssen alles in Sekunden berechnen.

Es ist 15.27 Uhr und 15 Sekunden.

Wir spüren einen plötzlichen, kompletten und beidseitig symmetrischen Schubverlust. Nun weiß ich: Wir befinden uns in einer schrecklichen Notlage. Und das bei niedriger Flughöhe. Bei niedriger Geschwindigkeit. Und über einem der am dichtesten besiedelten Gebiete der Welt.

Was fühlen Sie?

Als würde die Erde unter mir zusammenbrechen. Wir steigen ja noch, die Nase ist 15 Grad gehoben. Wir hängen mit 75 Tonnen in der Luft.

Was sagen Sie nun den Fluglotsen? Und den Passagieren?

Noch nichts. Erst mal muss ich die Maschine fliegen. Während mein Copilot sie noch steuert, beginne ich mit den Notfallprozeduren, die ich für die wichtigsten halte. Ich drehe die Triebwerkszündung auf On. Für den Fall, dass die Maschine wieder anspringt, würde das nun automatisch passieren. Und ich starte die Auxiliary Power Unit, unsere Hilfsturbine. Dann sage ich: My Aircraft. Jeff erwidert: Your Aircraft.

Warum der Wechsel?

# ReporterFORUM

[www.reporter-forum.de](http://www.reporter-forum.de)

Als Pilot habe ich die Verantwortung. Ich habe sehr viel mehr Erfahrung. Außerdem befinden sich alle wichtigen Orientierungspunkte auf meiner Seite.

Dann sprechen Sie mit dem Tower. Mit klarer Stimme sagen Sie: „Mayday. Mayday. Mayday. Hier ist Cactus 1539...“

„...ich habe Schubverlust in beiden Triebwerken und kehre nach La Guardia zurück.“

Sie sagen Cactus 1539 statt 1549.

Ja, ein Versprecher.

Ein schwerwiegender Fehler? Man könnte Ihren Flug verwechseln.

Nein, das ist verständlich bei all dem, was passiert. Sogar der Fluglotse verspricht sich einige Male. Es ist klar, von wem wir reden.

Der Lotse sagt nun: „Okay, yeah, Sie müssen zurück nach La Guardia, drehen Sie links, 220 Grad.“

Und ich wiederhole das: „220“.

Wie fühlt sich so ein Flugzeug an? 75 Tonnen in der Luft, die keinen Schub mehr haben?

Wie ein Gleitflieger. Ich senke die Nase, und wir kommen ins Gleiten. Wenn du keine Schubkraft mehr hast, bleibt dir nur die Schwerkraft. Alle Instrumente funktionieren. Es ist fast wie ein normaler Landeanflug, nur dass wir schneller sinken. Ich drehe sofort eine Linkskurve, denn alle meine Optionen liegen links. In dieser einen Kurve muss ich eine Entscheidung treffen.

Sie waren nie zuvor in dieser Lage?

Nie. In 42 Jahren des Fliegens habe ich nie auch nur den Ausfall eines einzigen Triebwerks erlebt. Wir sinken also. Wir sinken 300 Meter pro Minute.

Und das über dem Großraum New York: 19 Millionen Menschen, kaum Freiflächen, überfüllte Straßen. Gäbe es einen schlimmeren Ort?

Ja. Einen Ort ohne glatte Oberflächen, ohne Highways, Äcker, Flüsse. Los Angeles zum Beispiel.

Los Angeles hat den Pazifik.

Aber nicht, wenn du mitten über der Stadt hängst.

Also: Es ist 15.28 Uhr und 5 Sekunden. Sie sind auf der Linkskurve. Sie haben Sekunden, in denen Sie über Leben und Tod entscheiden. Option eins: Rückkehr nach La Guardia. Der Fluglotse fragt: „Cactus 1529, wollen Sie auf Landebahn 13 landen?“

Ich bezeichne meine Entscheidung als einen visuell-konzeptionellen Gedankenprozess. Ich habe nicht die Zeit, alle Optionen durchzurechnen. Ich habe nur meine Erfahrung. Ich blicke aus dem Fenster und suche meine Orientierungspunkte der Stadt. Ich muss zügig beurteilen, ob ich es über diese stark bevölkerte Gegend mit hohen Gebäuden zurück zum Flughafen schaffe. Außerdem ist das Gewässer rund um La Guardia, Flushing Bay, ein schmales Gebiet. Es gibt dort nicht jene Rettungsboote, die uns schnell erreichen.

Sie denken an all diese Dinge?

Nicht bewusst. Aber ich habe sie aufgrund meiner Erfahrung und Ortskenntnis im Hinterkopf. Ich bin einfach nicht sicher, ob ich La Guardia erreichen kann.

# ReporterFORUM

[www.reporter-forum.de](http://www.reporter-forum.de)

Heute stehen Ihnen all diese Daten zur Verfügung. Hätten Sie es geschafft?

Wahrscheinlich nicht. Es dauert etwa 30 Sekunden, um festzustellen, was überhaupt passiert und zu tun ist. Für die Option La Guardia muss ich ganz sicher sein. Wenn ich eine Fehlentscheidung treffe, gibt es einen Crash mit katastrophalen Folgen.

Warum dann nicht Teterboro, der Flughafen in New Jersey, etwa zehn Kilometer entfernt. Der Fluglotse sagt: „Drehen Sie rechts, zwei acht null, Sie können auf Landebahn eins in Teterboro landen.“

Ich sehe Teterboro in der Ferne und weiß: zu weit entfernt. Die letzte Option ist also der Fluss.

Denken Sie in diesem Augenblick an Ihre Töchter?

Nein, keine Zeit.

An Ihre 150 Passagiere?

Nein. Wir haben nur 208 Sekunden vom Vogelschlag bis zur Landung. In dieser Zeit müssen wir begreifen, was passiert ist, die Situation kontrollieren, eine Entscheidung treffen und sie kommunizieren. Ich muss alles in meinem Kopf ordnen, mich konzentrieren und alles andere – Emotionen, Stress – ausblenden.

Glaubten Sie zu sterben?

Niemals. Wenn ich erst mal einen Plan entwickelt habe, bin ich selbstbewusst genug, das Flugzeug sicher herunterzubringen.

In solchen Momenten, sagt man, spielt sich das Leben noch einmal vor den Augen ab.

Nicht bei mir.

Keine Stoßgebete zum Himmel?

Nein, wir sind total konzentriert, das Flugzeug zu fliegen.

Sind Sie religiös? Glauben Sie, Gottes Hand ist im Spiel?

Ich bin religiös aufgewachsen, zur Kirche gegangen, habe im Kirchenchor gesungen, würde mich aber heute als philosophischen Menschen bezeichnen.

Was sagt man den Passagieren in diesem Moment? Die Wahrheit?

Hätte ich die Zeit, würde ich es die Besatzung wissen lassen.

Verschweigen Piloten uns Passagieren in solchen Momenten die Wahrheit, um uns nicht zu beunruhigen?

Ich erzähle den Passagieren grundsätzlich die Wahrheit.

Sie würden also durchsagen: Liebe Passagiere, wir haben Schubverlust und bereiten uns auf eine Notlandung im Hudson vor?

Hätte ich die Zeit – ja. Aber die habe ich nicht. Also sage ich eine Minute vor der Landung nur: „Hier spricht Ihr Kapitän. Bereiten Sie sich auf einen Aufprall vor.“

Da wissen Sie schon, dass Sie im Hudson landen. Um 15.29 Uhr und 28 Sekunden funken Sie: „Wir werden im Hudson sein.“ Warum sagen Sie den Passagieren nicht: Greifen Sie sich Ihre Rettungswesten.

Ich will, dass die Passagiere sich in einer Schutzposition befinden, um Verletzungen zu verhindern. Ich will nicht, dass sie noch bei der Landung versuchen, Rettungswesten zu greifen.

Sie sind nun also im Sinkflug über dem Hudson. 300 Meter unter Ihnen die George Washington Bridge, das einzige Hindernis. Nach Aussage der Stewardess Doreen Welsh bricht Panik aus, Menschen schreien, rufen Angehörige an. Hören Sie, was im Heck los ist?

Ja, durch die Cockpit-Tür. Die Flugbegleiter rufen: „Kopf runter. Bereit zur Landung.“ Ich höre das immer wieder, es beruhigt mich. Ich weiß, diese Flugbegleiter können die Passagiere bei der Landung sicher herausbringen.

Was machen die Passagiere durch?

Einige beten. Andere schicken SMS an ihre Lieben, verabschieden sich. Da sind zum Beispiel ein Soldat, der gerade aus Afghanistan zurückkam, und seine Verlobte. Sie küssen sich noch mal und sagen: Ich liebe dich. Sie akzeptieren den gemeinsamen Tod.

Jetzt sind Sie nur noch 200 Meter über der Stadt. Sie befinden sich etwa dort, wo ein Flugzeug am 11. September auch war. Einige New Yorker befürchten einen neuen Terroranschlag. Was denken Sie?

Im Cockpit höre ich ständig die automatische Stimme des Kollisionswarnsystems: „Flugverkehr auf Kollisionskurs.“ Ich konzentriere mich einzig auf eine erfolgreiche Notlandung.

Eine Wasserlandung gelingt den wenigsten. Eine äthiopische Maschine zerschellte zum Beispiel mit 175 Passagieren vor den Komoren. Wo-rauf kommt es jetzt an?

Ich konzentriere mich nur noch auf zwei Dinge. Ich blicke voraus durch mein Hauptfenster auf den Fluss und achte auf Flughöhe und Grad unseres Sinkflugs. Und drinnen blicke ich auf unsere Geschwindigkeit. Ich versuche mit einer zehn Grad erhobenen Nase auf den Fluss aufzusetzen. Die Tragflächen müssen exakt auf einer

Höhe sein. Die Geschwindigkeit muss knapp über unserer Mindestgeschwindigkeit liegen.

Und so passiert es?

Exakt. Wir landen mit einer 9,8 Grad erhobenen Nase. Mein Copilot ruft mir Geschwindigkeit und Flughöhe zu, als ich dem Wasser näher komme.

Es ist 15.30 Uhr und 38 Sekunden. Der Hudson ist sanft, Sie landen mit der Strömung. Für welche Stelle entscheiden Sie sich?

Nahe der 46. Straße. Zwischen zwei Fähranlegern. Ich weiß aus Erfahrung, hier sind die meisten Boote und die Chancen am größten, uns schnell zu erreichen.

Wasserlandungen sind nicht Teil der Ausbildung?

Korrekt.

Sie sind nun auf dem Wasser. Draußen sind es minus sechs Grad. Glaubten Sie, dass alle überleben?

Nachdem wir erst mal gelandet und zum Stillstand gekommen sind und die Maschine sich noch in einem Stück befindet, weiß ich: Das Schlimmste liegt hinter uns. Alle sind am Leben. Jetzt geht es darum, sie zu evakuieren.

Doch nun öffnet ein Passagier die Hecktür, drückt die Stewardess beiseite, Wasser strömt hinein. Bekommen Sie das mit?

Zunächst nicht. Jeff beginnt mit der Evakuierungs-Checkliste. Ich öffne die Cockpit-Tür und rufe: „Evakuieren“. Von hinten, von den Seiten, über die Notrutschen gelangen die Menschen ins Freie.

Bricht Chaos aus?

Einige Passagiere sind ziemlich aufgeregt und klettern eilig über die Sitze, doch die meisten bleiben erstaunlich ruhig.

Es gibt dramatische Szenen. Eine Mutter reicht ihr Baby weiter aufs Floß. Passagiere stehen auf den Tragflächen bis zur Taille im Wasser. Einige springen in den eisigen Hudson, weil sie befürchten, dass die Maschine explodiert. Was tun Sie?

Ich bin vorn und überblicke die Evakuierung. Erst später gehe ich das Flugzeug ab, um sicherzustellen, dass keiner mehr an Bord ist.

Das Flugzeug beginnt zu sinken, und Sie gehen durch die Maschine?

Zweimal sogar. Ich suche Rettungswesten, Decken und Jacken, um sie denen zu reichen, die das Flugzeug schon verlassen haben.

Binnen Minuten sind erste Schiffe da. Was fühlen Sie jetzt, da alle 155 Menschen in Sicherheit sind?

Es ist die größte Erleichterung, die ich je in meinem Leben verspürt habe. Als ob das Gewicht des Universums sich von meinem Herzen löste.

Irgendwelche Glückwünsche?

Auf dem Rettungsfloß dreht sich ein Passagier der ersten Klasse um und sagt: Danke, Kapitän. Sie haben mir das Leben gerettet.

Was sagen Sie?

Gern geschehen.



Sie klingen so unheimlich cool.

Nun ja.

Sie wirken unheimlich diszipliniert. Sachlich.

Ja, ja. Es ist mein natürliches Temperament, und mein Beruf hat mich noch mehr so geprägt.

Nun sind Sie nur noch der Sully. Der Held vom Hudson. Sie werden ins Weiße Haus eingeladen. Ihre Landung ist Teil des nationalen Mythos geworden. Warum eigentlich?

Ich glaube, dass irgendetwas an diesem Event den Menschen den Glauben an die menschliche Natur zurückgab. Und an ganz elementare Dinge: Erfahrung ist wichtig. Und gute Ausbildung. Teamwork kann funktionieren. Es erinnert sie daran, dass man Gutes in dieser Welt tun kann.

Sie könnten mit Ihrem Heldenstatus bei der Präsidentenwahl antreten.

Es ehrt mich, dass einige mich gern als Präsidenten hätten. Aber ich bin Pilot, kein Politiker.

Es gibt diesen schönen Satz: Vor 25 Jahren waren Piloten auf einer Stufe mit Astronauten. Heute mit Busfahrern.

Mein eigenes Gehalt wurde halbiert. Es gab viele Kürzungen. Pensionszahlungen wurden eingestellt. Die Industrie steht unter großem finanziellem Druck. Was viele Menschen in dieser Rezession erleben, hat die Flugindustrie seit den Anschlägen vom 11. September schon durchgemacht.

Leidet darunter die Sicherheit?

Lassen Sie es mich so sagen: Wir können uns nicht auf die Investitionen früherer Generationen verlassen. Wir müssen neu investieren – nicht nur in Technik, auch in Menschen, um die Sicherheit zu gewährleisten.

Sie fliegen wieder?

Ja, und es fühlt sich ganz natürlich an, im Cockpit zu sitzen. Es ist wie nach Hause zu kommen.

Nichts ist anders?

Nein.

Gar nichts?

Na ja, die Passagiere applaudieren schon, wenn ich nur sage: „Hier spricht Ihr Kapitän Chesley Sullenberger.“